



Abenteuer am Amazonas
und am Rio Negro
Alfred Russel Wallace

Herausgegeben und mit einem Nachwort versehen
von Matthias Glaubrecht

Aus dem Englischen von Anonymus
und Michael Schickenberg

Galiani Berlin



Verlag Kiepenheuer & Witsch, FSC® N001512

1. Auflage 2014

Titel der Originalausgabe: A Narrative of Travels on the Amazon and Rio Negro

All rights reserved

Aus dem Englischen vom Anonymus und Michael Schickenberg

Verlag Galiani Berlin

© 2014, Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche

Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung
elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlaggestaltung: Manja Hellpap und Lisa Neuhalfen, Berlin

Lektorat: Wolfgang Hörner

Karte: A. R. Wallace

Gesetzt aus der Whitman

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-86971-085-3

Weitere Informationen zu unserem Programm
finden Sie unter www.galiani.de



Vorwort

Der ernste Wunsch, ein tropisches Land zu besuchen, das Üppige des Tier- und Pflanzenlebens selbst zu sehen und mich mit eigenen Augen von allen den Wundern, die mich in Reisebeschreibungen stets so interessierten, zu überzeugen, waren die Motive, die mich bewogen, die Bande des häuslichen und Geschäftslebens zu brechen und mich aufzumachen nach »dem fernen Land, wo ewiger Sommer thront«.

Durch ein kleines Buch des Mr. Edwards, »A Voyage up the Amazon«, wurde meine Aufmerksamkeit auf Pará und den Amazonas gelenkt, und ich beschloss dorthin zu gehen, teils wegen der Leichtigkeit, mit der man hingelangen konnte, teils, weil es im Vergleich zu allen andern Teilen Süd-Amerikas so wenig bekannt war.

Meinem Wunsch, die Kosten der Reise mit dem Sammeln von naturgeschichtlichen Exponaten zu begleichen, kam man dankenswerterweise nach; seitdem hat mich die Betrachtung der eigentümlichen und schönen Objekte, denen ich begegnete, und das Studium der mannigfachen Menschen-Völker in ihrer wilden Heimat mit steter Freude und höchstem Interesse erfüllt, sodass ich weiterhin entschlossen bin, in meinem begonnenen Streben nicht nachzulassen, und beabsichtige, die üppige Wildnis und das sprudelnde Leben der Tropen bald erneut aufzusuchen.

In den folgenden Blättern habe ich eine Erzählung von meinen Reisen und den Eindrücken, welche sie zur Zeit auf mich gemacht, gegeben. Der erste und letzte Teil ist mit wenigen Änderungen meinen Tagebüchern entnommen; alle in zwei Jahren

gemachten Notizen, mit dem größten Teile meiner Sammlungen und Skizzen, gingen mir bei dem Brande des Schiffes auf meiner Rückreise leider verloren. Aus den Fragmenten meiner geretteten Notizen und Papiere habe ich den dazwischenliegenden Teil verfasst, ebenso wie die schließenden vier Kapitel zur Naturgeschichte des Landes und den indianischen Stämmen, welche, wären meine Materialien erhalten geblieben, ein eigenständiges Werk zur Naturgeschichte des Amazonas ergeben hätten.

Im Anhang sind mehrere Vokabularien der indianischen Sprachen enthalten, versehen mit einigen Anmerkungen, deren Verwendung mir freundlichst von Dr. R. G. Latham gestattet wurde.

Ich gebe mich dabei der Hoffnung hin, dass der große Verlust der Materialien, den ich erlitten, und den jeder Naturforscher und Reisende zu würdigen verstehen wird, in Betracht gezogen werden möge, um die Unregelmäßigkeiten und Unzulänglichkeiten der Erzählung zu erklären, ebenso wie die Spärlichkeit des letzten Teils, welcher einem vierjährigen Aufenthalte in einem so interessanten und wenig bekannten Lande kaum angemessen ist.

London, Oktober 1853



Kapitel I. Pará.

Ankunft in Pará – Äußeres Ansehen der Stadt und ihrer Umgebung – Die Einwohner und ihre Tracht – Vegetation – Sinnpflanzen – Eidechsen – Ameisen und andere Insekten – Vögel – Klima – Nahrung der Einwohner

Es war am Morgen des 26. Mai 1848, dass wir, nach einer kurzen neunundzwanzigtägigen Reise von Liverpool, dem südlichen Ausflusse des Amazonas gegenüber vor Anker gingen, und zum ersten Male Süd-Amerika ansichtig wurden. Nachmittags nahmen wir einen Lotsen an Bord und segelten am nächsten Morgen mit günstigem Winde den Strom hinauf, welcher sich auf fünfzig Meilen hin nur durch seine Ruhe und durch seine farblosen Wasser vom Ozean unterscheidet. Die nördliche Küste blieb unsichtbar und die südliche in einer Entfernung von zehn bis zwölf Meilen. Am 28. früh ankerten wir wieder, und als die Sonne am wolkenlosen Himmel erschien, begrüßten wir die Stadt Pará, umgeben von dichten Wäldern und überragt von Palmen und Pisangfeigen, doppelt schön durch die üppigen tropischen Gewächse in ihrer natürlichen Schönheit, die wir so oft in den Treibhäusern von Kew und Chatsworth bewundert hatten. Die Boote, die mit ihrer gemischten Besatzung von Schwarzen und Indianern an uns vorüberfuhren, die Geier, die über unsern Köpfen kreisten oder langsam am Ufer einherspazierten, das Gewimmel der Schwalben auf den Türmen und Dächern, alles dies und noch viel mehr diente dazu, unsere Aufmerksamkeit zu fesseln, bis die Zollbeamten an Bord kamen und es uns erlaubt war, an Land zu gehen.

Pará zählt ungefähr fünfzehntausend Einwohner und erstreckt sich über keinen großen Flächenraum; dennoch ist es die größte Stadt an dem größten Flusse der Welt, dem Amazonas, und ist die Hauptstadt einer Provinz, die in ihrer Ausdehnung so groß wie das ganze westliche Europa ist. Es ist die Residenz eines Präsidenten unter dem Kaiser von Brasilien, und eines Bischofs, dessen Bistum sich zweitausend Meilen ins Innere des Landes erstreckt, welches noch mit unzähligen Stämmen unbekehrter Indianer bevölkert ist. Die Provinz Pará ist der nördlichste Teil von Brasilien, und obgleich es der von der Natur am reichsten ausgestattete Teil dieses enormen Reiches ist, so ist es doch der am wenigsten bekannte und bis jetzt von der geringsten kommerziellen Wichtigkeit.

Die Ansicht der Stadt vom Fluss aus, der schönste Anblick, den man haben kann, ist nicht fremdartiger als der von Calais oder Boulogne. Die Häuser sind im Allgemeinen weiß, und verschiedene schöne Kirchen erheben ihre Türme und Dome über ihnen. Die Kraft der Vegetation ist überall vorherrschend. In den Nischen, Spalten und auf den Gesimsen der Gemäuer sieht man Pflanzen, und auf den Mauern und in den Fensterböschungen der Kirchen entsprossen üppige Gewächse und kleine Bäume. Um die Stadt erstreckt sich ununterbrochener Wald, alle kleinen Inseln des Flusses sind bis zur Wasserlinie bewachsen, und viele Sandbänke, die von der Flut überschwemmt werden, sind mit Sträuchern und kleinen Bäumen bedeckt, von denen jetzt nur noch die Wipfel auf der Oberfläche sichtbar waren. Der Anblick der Bäume im Allgemeinen war von denen Europas nicht sehr verschieden, nur da, wo der »federige Palmbaum« seine graziöse Form erhebt; aber unsere Einbildung malte sich geschäftig die wunderbaren Szenen, die wir in den ferneren Teilen zu sehen erwarteten, und wir sehnten uns nach der Zeit, wo es uns vergönnt sein würde, unsere Forschungen zu beginnen.

Wir gingen beim Landen direkt zum Hause des Mr. Miller, des Agenten unseres Schiffes, von welchem wir sehr freundlich empfangen wurden und der uns ersuchte, bei ihm zu bleiben, bis wir uns passend eingerichtet haben würden. Wir wurden hier den meisten englischen und amerikanischen Einwohnern, welche ge-

ring an Zahl und alle Geschäftsleute waren, vorgestellt. Während der vier folgenden Tage beschäftigten wir uns damit, die Umgegend der Stadt zu besuchen, präsentierten unsere Pässe, erlangten die Erlaubnis, uns aufhalten zu dürfen, machten uns mit dem Volke und der Vegetation bekannt und bemühten uns, eine für unser Vorhaben passende Wohnung zu finden. Da eine solche aber nicht gleich zu bekommen war, zogen wir nach Mr. Millers »Rosinha« oder Landhaus, welches ungefähr eine halbe Meile vor der Stadt lag und das er so freundlich war, uns zu unserem Gebrauche zu überlassen, bis wir ein passenderes Quartier gefunden haben würden. Betten und Bettstellen sind hier nicht nötig; gewebte baumwollene Hängematten werden im Allgemeinen zum Schlafen gebraucht, die auch der Leichtigkeit wegen, mit der sie transportiert werden können, hier sehr beliebt sind. Diese Hängematten nebst einigen Tischen und Stühlen und unseren Kästen waren alles, was wir an Möbeln hatten und brauchten. Wir mieteten einen alten Schwarzen namens Isidora als Koch und Diener und fingen nun an, eine regelmäßige Wirtschaft zu führen, lernten Portugiesisch und untersuchten die natürlichen Erzeugnisse des Landes.

Meine bisherigen Reisen hatten sich nur auf England und den Kontinent erstreckt, sodass hier für mich alles den Reiz der vollkommensten Neuheit hatte; dennoch fühlte ich mich im Ganzen enttäuscht. Das Wetter war nicht so heiß, das Volk nicht so sonderbar, die Vegetation nicht so auffallend als das glühende Bild, welches mir meine Phantasie heraufbeschworen und worüber ich während der Anstrengungen der Seereise gebrütet hatte. So wird es aber im Allgemeinen und in allem der Fall sein. Eine schöne Szenerie von einem gegebenen Punkt aus gesehen, kann von einem Maler kaum übertrieben werden, und es gibt deren viele, welche alle Ansprüche des erwartungsvollsten Beschauers befriedigen würden; dann ist es die allgemeine Wirkung, die mit einem Mal die Aufmerksamkeit fesselt; die Schönheiten brauchen nicht gesucht zu werden, sie liegen alle vor uns. Mit einem Distrikt oder einer Gegend ist es anders, da sind individuelle Gegenstände von Interesse, welche gesucht, beobachtet und verstanden werden

müssen. Der Zauber eines Distrikts erwächst im Verhältnis, wie die verschiedenen Teile hervortreten, und im Verhältnis, wie unsere Erziehung und Gewohnheiten uns befähigen, sie zu bewundern und zu verstehen. Ganz besonders ist dies in tropischen Gegenden der Fall. Einzelne solcher Plätze werden ohne Zweifel als ganz und gar unvergleichlich erscheinen; aber in den meisten Fällen geschieht es nur nach und nach, dass die verschiedenen Sonderbarkeiten, die Tracht des Volks, die fremdartigen Formen der Vegetation und das Neue in der Tierwelt sich uns zeigen werden, um einen bestimmten und zusammenhängenden Eindruck auf uns zu machen. Daher kommt es auch wohl, dass Reisende mit ihren Beschreibungen der Wunder und unbekanntem Dinge, die sie in Wochen und Monaten beobachtet haben, durch das Zusammendrängen beim Leser eine falsche Vorstellung hervorbringen und ihm beim Besuch der Gegend so manche Täuschung verursachen. Als ein Beispiel, was ich hiermit meine, will ich nur angeben, dass ich während der ersten Woche unseres Aufenthaltes in Pará, obgleich ich fortwährend im Walde nächst der Stadt umherwanderte, keinen einzigen Kolibri, Papagei oder Affen bemerkte. Und doch gibt es, wie ich nachher gefunden, Kolibris, Papageien und Affen dort im Überflusse, aber man muss sie suchen und eine gewisse Bekanntschaft mit ihren natürlichen Gewohnheiten ist notwendig, um ihre Schlupfwinkel zu entdecken.

Dennoch hat Pará genug, um sich von dem Vorwurf zu reinigen, den ich, wie man glauben möchte, ihm gemacht. Jeder Tag zeigte uns etwas Neues, irgendein neues Wunder, wie wir es nur in der unmittelbaren Nähe des Äquators zu finden hofften. »Eben jetzt bei dem letzten Schimmer der Dämmerung flattert die Vampirfledermaus in meinem Zimmer und zwischen den Balken des Hauses umher (denn hier haben die Zimmer keine Decken) und schwirrt hin und wieder mit einem fast gespensterartigen Geräusch an meinen Ohren vorüber«. Die Stadt selbst ist nach einem sehr ausgedehnten Plan angelegt; viele der Kirchen und öffentlichen Gebäude sind sehr schön, aber Verfall und nachlässige Reparaturen haben ihnen sehr geschadet. Man erblickt zwischen den Häusern hier und da ein Stückchen Garten und wüsten

Grund, mit wucherndem Unkraut und einigen Bananen, von halb verfaulten Zäunen umgeben, was für ein europäisches Auge befremdend schlecht aussieht. Die Märkte und öffentlichen Plätze sind teils der Kirchen und schönen Gebäude, welche sie umgeben, teils der verschiedenartigen sie zierenden Palmen wegen, zu welcher sich die Pisangfeige und Banane gesellt, sehr male- risch; dennoch haben sie mehr das Ansehen eines Dorfplatzes als das einer großen Stadt. Fußpfade kreuzen sich in verschiedenen Richtungen durch eine wild verwachsene Vegetation von kräuter- artigen Kassien [der Gattung *Cassia*], staudenartigen Winden der Gattung *Convolvulus* und der schönen orangenfarbigen *Asclepias curassavica*, Pflanzen, welche hier den Platz der Schilfe, Ampfer und Nesseln unseres Vaterlandes einnehmen. Die Hauptstraße Rua dos Mercadores (Straße der Kaufleute) enthält die einzigen bedeutenden Kaufläden der Stadt, die in ihrer Front fast ganz of- fen sind, im Ganzen recht nett und anziehend, wenn auch mit ei- nem etwas gemischten Warenvorrat ausgelegt und dekoriert. Die meisten Häuser sind nur einen Stock hoch, in der Straße findet man hin und wieder etwas Pflaster, doch so wenig, dass nur da- durch der nächste Weg auf rauen unebenen Steinen und in tiefem Sande noch unangenehmer wird. Die anderen Straßen sind sehr schmal und eng und zeigen meist sehr raue Steine, anscheinend die Überreste des ursprünglichen Pflasters, welches nie repariert worden ist, oder tiefe Sandlöcher und Pfützen. Die Häuser sind außerdem unregelmäßig und niedrig und größtenteils aus einem rauen eisenteiligen Sandsteine, der in der Umgegend gefunden und mit Kalk abgeputzt wird, erbaut. Die Fenster haben kein Glas, der untere Teil ist mit einer Jalousie verhangen, welche beiseite- geschoben werden kann und so einen Blick nach jeder Richtung gestattet. Manches dunkle Auge erschien, um uns nachzublicken, wenn wir vorübergingen. Die gelbe und blaue Farbe sieht man häufig angewandt, um die Säulen, Türen und Fensteröffnungen der Häuser und Kirchen zu dekorieren, welche einen pittoresken, aber gesunkenen Stil Architektur nachweisen. Das Gebäude, wel- ches jetzt als Zollhaus und Kaserne benutzt wird, ist sehr schön und von bedeutendem Umfang.

Hinter den Hauptstraßen der Stadt ist eine große Fläche, die von Straßen und Wegen in rechten Winkeln durchschnitten wird. Auf den Plätzen, die durch diese Wege geformt werden, stehen die Rosinhas oder Landhäuser, eins, zwei oder mehrere auf jedem Platz, sie sind einstöckig mit verschiedenen geräumigen Zimmern und einer großen Veranda, welche gewöhnlich als Speisezimmer benutzt wird und sich auch bestens zum Aufenthalte und Arbeiten eignet. Der dazugehörige Grund ist gewöhnlich ein Sumpf oder eine Wildnis von Kräutern und Fruchtbäumen, nur manchmal sieht man ein Stückchen Blumengarten, doch selten mit viel Geschmack; die europäischen Pflanzen und Blumen werden den herrlichen ornamentalen Erzeugnissen des Landes vorgezogen. Der allgemeine Eindruck der Stadt ist für den, der von England kommt, nicht sehr günstig, es ist hier ein großer Mangel an Ordnung, viel Nachlässigkeit und Verfall sichtbar, aber man söhnt sich zuletzt damit aus, wenn man sieht, dass wenigstens einige dieser Sonderbarkeiten im Klima ihre Veranlassung haben. Die großen und hohen Zimmer mit gedieltem Fußboden und spärlichen Möbeln, ein halbes Dutzend Türen und Fenster in jedem, sehen zuerst ungemütlich aus, sind aber dennoch für eine tropische Gegend passend, in welcher ein deckenbelegtes, mit Gardinen behängtes und gepolstertes Zimmer unerträglich wäre.

Die Einwohner von Pará repräsentieren eine sehr verschiedene und interessante Mischung von Menschen. Da ist der frischfarbige Engländer, welcher hier sowohl als in dem kälteren Klima seines Heimatlandes zu gedeihen scheint, der fahle Amerikaner, der schwärzliche Portugiese, der korpulente Brasilianer, der lustige Schwarze und der schlaffe, aber schön gebaute Indianer zwischen hundert andern Schattierungen und Mischungen, die schon ein geübtes Auge verlangen, um sie zu entdecken. Der weiße Einwohner kleidet sich im Allgemeinen sehr nett in leinene Kleider von blendender Weiße; manche halten noch am schwarzen Rock und Krawatte fest, sehen aber bei der Hitze von 85° bis 90° Fahrenheit im Schatten sehr unbehaglich aus. Der Schwarze oder Indianer trägt nur ein paar gestreifte oder weiß-baumwollene Beinkleider, denen er manchmal ein Hemde von demselben Stoffe hinzufügt.

Die Frauen und Mädchen tragen zu den meisten festlichen Anlässen reines Weiß, welches im Kontrast mit ihrer dunklen Hautfarbe einen angenehmen Eindruck macht. Bei einer solchen Gelegenheit erstaunt der Fremde über die massiven goldenen Ketten und Schmucksachen, welche von diesen Frauen getragen werden, von denen doch viele Sklaven sind. Der Grad der Bekleidung bei Kindern ist höchst uneinheitlich und reicht bis zu vollständiger Nacktheit, ein Zustand übrigens, der bei farbigen Jungen unter acht oder zehn Jahren ganz allgemein verbreitet ist. Indianer, die frisch aus dem Landesinnern kamen, sahen manchmal sehr manierlich aus, und außer den Löchern in ihren Ohren, groß genug, eine Waschleine durchzuziehen, und einer sonderbaren Wildheit, mit welcher sie alles anstaunen, würde man sie kaum in dem gemischten Gewimmel der regelmäßigen Einwohner erkennen.

Ich habe schon gesagt, dass die die Natur ausmachenden Erscheinungen des tropischen Klimas meinen Erwartungen nicht entsprachen; dies liegt hauptsächlich an den Berichten der Bilder zeichnenden Reisenden, welche nur das Schöne, Pittoreske, Großartige beschreiben und uns dadurch glauben machen möchten, dass nichts von verschiedenem Charakter unter einer tropischen Sonne existieren könne. Dass wir am Ende der Regenjahreszeit in Pará ankamen, mag übrigens erklären, dass wir zuerst nicht die ganze Glorie der Vegetation sahen. Die Schönheit der Palmbäume kann kaum zu viel beschrieben werden, sie sind besonders dem tropischen Klima charakteristisch, ihr vielfältiges und stattliches Äußeres, ihr herrliches Laubwerk und ihre Früchte, im Allgemeinen dem Menschen nützlich, geben ihnen im Auge des Naturforschers und all derer, welche mit den Beschreibungen des Landes, wo man sie antrifft, vertraut sind, ein nie sich minderndes Interesse. Im Übrigen entsprach die Vegetation kaum meinen Erwartungen; wir fanden manche schönen Blumen und rankenden Pflanzen, aber auch viele Plätze, welche ebenso voller Unkraut erschienen als in unserem eigenen düren Klima. Sehr wenige der Waldbäume waren in Blüte, und die meisten hatten nichts Besonderes in ihrem Äußeren. Das Auge des Botanikers entdeckt wohl zahllose tropische Formen in der

Konstruktion der Stämme und in der Beschaffenheit und Anordnung der Blätter, aber die meisten bringen in einer Landschaft einen ähnlichen Effekt als unsere Eichen, Ulmen und Buchen hervor. Diese Bemerkungen gehören freilich nur der unmittelbaren Umgebung der Stadt, wo der ganze Wald ausgerottet gewesen und die jetzige Vegetation der Nachwuchs ist. Als wir ein paar Meilen von der Stadt in den Wald eindringen, war der Effekt schon ein ganz anderer: Bäume von enormer Höhe erhoben sich überall, das Laub wechselt von hell und luftig bis zu dunkel und dicht. Ranken und Schmarotzerpflanze mit großen glänzenden Blättern laufen an den Stämmen herauf und klimmen oft bis zu den höchsten Zweigen, während andere mit phantastischen Stängeln wie Stricke und Taue von ihren Wipfeln herabhängen. Man sieht hier viele seltene Früchte und Samen am Boden umhergestreut, und es gibt genug für jeden Naturliebhaber zu staunen und zu bewundern; aber auch hier mangelte etwas, was wir zu sehen erwarteten. Die herrlichen Orchideen-Pflanzen, die in Europa so sehr gesucht werden, glaubten wir in jedem üppigen tropischen Walde zu finden, doch es gibt hier nur einige kleinere Arten mit mattem gelben und braunen Blüten. Die meisten Schmarotzerpflanzen, welche die Stämme alter oder umgestürzter Bäume bedecken, sind zumeist ganz verschiedenen Charakters; es finden sich Farnkraut und Arten von *Tillandsia*, *Pothos* und *Caladium*, Pflanzen, die der äthiopischen Lilie sehr ähnlich sehen und gewöhnlich in Häusern gezogen werden. Unter den Kräutern nahe der Stadt, welche unsere Aufmerksamkeit anzogen, waren verschiedene Arten von *Solanum*, welche mit unseren Kartoffeln verwandt sind. Eine von diesen wächst acht bis zwölf Fuß hoch, mit großen wollartigen Blättern, stachligem Stamm und Blatt und schönen purpurnen Blüten, größer als die unserer Kartoffel; einige andere Arten haben weiße Blüten und sind unserem Bittersüß sehr ähnlich (*Solanum dulcamare*); viele schöne *Convolvulus* ranken über die Hecken wie auch verschiedene der schönsten *Bignonia* mit orangefarbenen, gelben oder purpurnen Blüten. Am meisten fallen die Passionsblumen auf, welche sich in großer Anzahl am Rande des Waldes finden und von den verschiedenartigsten

Farben wie Purpur, Scharlach oder Rosa sind. Die purpurfarbigen haben einen außerordentlich schönen Geruch, und alle erzeugen eine angenehme Frucht, die Grenadilla von West-Indien. Es gibt außer den genannten noch viele elegante, aber auch weniger auffallende Blumen. Die Schmetterlings-Blumen, oder Erbsen, sind gewöhnlich, Cassien sind sehr zahlreich, einige sind bloße Kräuter, andere schöne Bäume und haben einen Überfluss von hellen gelben Blüten. Dann sieht man hier die sonderbare Sinnpflanze (*Mimosa*), die wir in unseren Treibhäusern mit solchem Interesse betrachten und die hier wie Unkraut an jedem Wege steht. Die meisten haben purpurfarbene oder weiße kugelförmige Blütenköpfe. Manche sind sehr empfindlich, und die leiseste Berührung verursacht das Schließen oder Abfallen der Blätter, andere wieder verlangen eine rauere Hand, um ihre sonderbaren Eigenschaften zu zeigen, während wieder andere kaum ein Zeichen von Gefühl geben; sie sind alle mehr oder weniger mit scharfen Dornen bewaffnet, welche teilweise den Zweck haben, ihre zarten Formen gegen die verschiedenen Erschütterungen, welche sie sonst erleiden würden, zu schützen.

Einen interessanten Anblick gewähren die Orangenbäume, welche sich über die ganze Stadt verteilen, wodurch diese deliziose Frucht stets billig und im Überfluss vorhanden ist. Viele der öffentlichen Straßen sind mit denselben besetzt, in jedem Garten sind sie vorhanden, sodass es nur nötig ist, die Früchte zu sammeln und zu Markte zu bringen. Der Mango ist ebenfalls im Überflusse und abwechselnd mit dem Mangabeira, oder Seidenbaumwollbaum, welcher zu einem ungeheuren Umfange anwächst, auf einigen öffentlichen Wegen gepflanzt; Letzterer ist nicht so geeignet, den hier so nötigen Schatten zu geben als einige immergrüne Bäume, da seine Blätter leicht abfallen. Fast an jedem Wege, Dickicht oder jeder wüsten Stelle sieht man den Kaffeebaum, gewöhnlich mit Blüte oder Frucht und oft mit beiden zugleich; doch sind Arbeiter so knapp oder die Trägheit des Volkes ist so groß, dass außer dem wenigen für den eigenen Gebrauch keiner gesammelt wird, während die ganze Stadt ihren Kaffee aus anderen Teilen Brasiliens bezieht.

Wenden wir unsere Aufmerksamkeit der Tierwelt zu, so fallen uns zuerst die Eidechsen auf, welche überall in großer Menge vorhanden sind. In der Stadt sieht man sie Mauern und Zäune entlanglaufen, sich an den Holzstämmen sonnen oder bis unter die Dächer der niedrigen Häuser heraufkriechen. In jeder Straße, jedem Garten oder sandigen Platze sieht man sie aus dem Wege eilen, den man entlanggeht. Bald kriechen sie um einen Baumstamm, uns beobachtend und sich versteckend, bis wir vorüber sind, wie ein Eichhörnchen unter ähnlichen Verhältnissen; bald kriechen sie eine glatte Mauer oder einen Pfahl ruhig und sicher herauf, als wäre es ebene Erde. Einige haben eine dunkle Kupferfarbe, einige schillern im brillantesten Grün und Blau, und wieder andere sind mit den feinsten Farbenschattierungen von Gelb und Braun gezeichnet. Auf diesem sandigen Boden und unter dieser hellen Sonne gedeihen sie ganz besonders; hier sonnen sie sich in ihrer trägen Zufriedenheit, dann springen sie davon, als wenn jeder Strahl ihrer frostigen Natur Kraft und Leben verliehen hätte. Sehr verschieden von den kleinen europäischen Eidechsen, welche ihren Körper nicht von der Erde bringen können und ihren langen Schwanz wie eine Last hinter sich herschleppen, haben diese Bewohner eines glücklicheren Klimas ihren Schwanz hoch in der Luft und galoppieren mit so viel Freiheit und Muskelkraft wie ein warmblütiger Vierfüßer. Es war deshalb keine Kleinigkeit, ein so lebendiges Geschöpf zu fangen, und alle unsere Versuche scheiterten an ihrer Behändigkeit. Wir beauftragten deshalb die kleinen Knaben der Schwarzen und Indianer, uns einige mit ihrem Pfeil und Bogen zu schießen, und erlangten so einige Arten davon.

Nächst den Eidechsen fallen uns zunächst die Ameisen in die Augen. Sie setzen uns in Erstaunen, da sich kleine Stückchen Papier, verwelkte Blätter und Federn mit einem Male wie aus eigener Kraft bewegen; wimmelnde Prozessionen beladen mit Baumaterial schieben sich auf chaotische Weise quer über Pfade und Wege; und die Blume oder Frucht, welche man pflückt, ist von ihnen bedeckt, und sie breiten sich schnell über die Hand in solchen Schwärmen aus, dass man gern und eilig die Frucht fallen lässt.

Bei Mahlzeiten sind sie auf dem Tischtuch, auf den Tellern und der Zuckerdose wie zu Hause, obgleich nicht in solcher Unzahl, dass sie wirklich bei der Mahlzeit hinderlich wären. Dabei sind sie sehr verschiedener Art. Viele Pflanzen haben ihre besondere Ameisenart; ihre Nester sieht man in unförmigen schwarzen Massen, mehrere Fuß im Durchmesser, auf den Zweigen der Bäume. Auf den Waldpfaden und Gärten sahen wir oft eine gigantische schwarze Art einzeln oder in Paaren herumwandern, die fast ein und einen halben Zoll lang war, während andere Arten, die sich in Häusern aufhalten, so klein sind, dass der Deckel eines Kastens sehr genau passen muss, um ihr Eindringen zu verhindern. Sie sind die größten Feinde eines toten tierischen Körpers, insbesondere von Insekten und Vögeln. Beim Trocknen der Insektenarten, die wir sammelten, fanden wir es nötig, die Kästen, welche sie enthielten, aufzuhängen, aber auch da nahmen sie Besitz davon, indem sie an der Schnur herunterkletterten und in wenigen Stunden viele unserer schönsten Insekten vernichteten. Es wurde uns gesagt, dass das Andiroba-Öl des Landes, welches sehr bitter ist, sie abhalte; wir trankten damit die herabhängende Schnur und befreiten uns so von ihrem ferneren Eindringen.

Nachdem wir uns längere Zeit hauptsächlich mit dem Sammeln von Insekten beschäftigt, bin ich imstande, auch etwas über die andern Familien dieser zahllosen Klasse zu sagen. Keine Ordnung der Insekten war so zahlreich, als ich erwartet hatte, mit Ausnahme der Tagsschmetterlinge (Lepidoptera), und ebendiese, obgleich die Zahl der verschiedenen Arten sehr groß war, trat, was die tatsächlichen Exemplare betrifft, nicht in so großer Menge auf, als ich vermutet hatte. In ungefähr drei Wochen hatten Mr. B[ates] und ich ungefähr hundertundfünfzig verschiedene Schmetterlingsarten gefangen; unter ihnen waren acht Spezies der schönen Gattung *Papilio* und drei *Morpho*, diese herrlichen großen metall-blauen Schmetterlinge, welche stets von allen Reisenden in Süd-Amerika zuerst bemerkt werden, denn nur hier allein sind sie zu finden. Wenn sie langsam einen Waldpfad abwechselnd im Schatten und in der Sonne einherfliegen, gewähren sie einen der schönsten Anblicke, welche die Insektenwelt hervorbringen

kann. Unter den kleineren Arten ist das ausgezeichnete Farbenspiel und die verschiedene Zeichnung wunderbar. Die verschiedenen Arten scheinen unerschöpflich, und wahrscheinlich ist nicht die Hälfte von denen, welche im Lande existieren, bis jetzt bekannt. Wir stießen auf keine der großen bemerkenswerten Insekten Süd-Amerikas wie etwa den Rhinozeros- oder Harlekinbock, sahen aber verschiedene Exemplare einer großen *Mantis*, oder Gottesanbeterin, und ebenfalls einige der großen *Mygales*, oder Vogelspinnen, welche hier fälschlich »tarantulas« genannt werden und sehr giftig sein sollen. Wir fanden ein Nest der Letzteren an einem der Seidenbaumwoll-Bäume, das wie das Gewebe unserer Hausspinne war, nur bedeutend stärker und fast wie Seide. Andere Arten leben in Löchern in der Erde. Käfer und Fliegen waren im Allgemeinen sehr selten und mit wenigen Ausnahmen klein; Bienen und Wespen aber, von denen viele groß und schön waren, in Menge vorhanden. Moskitos sind in den niederen Stadtteilen und an Bord der Schiffe sehr lästig, aber in der Umgegend und den höher gelegenen Teilen der Stadt trafen wir keine. Die Moqueen, eine kleine, kaum sichtbare rote Milbe, »Bête rouge« in Cayenne genannt, lebt sehr zahlreich im Grase und ruft eine starke Reizung hervor, so sie auf die Beine gelangt. Doch sind dies Kleinigkeiten, an welche man sich rasch gewöhnt, und ohne sie würde man sich schwerlich in den Tropen wöhnen.

Vögel sahen wir in der ersten Zeit nur wenige, und auch diese waren nicht besonders bemerkenswert. Der einzige brillantfarbene Vogel in der nächsten Umgebung ist der gelbe Trupial (*Cassicus icteronotus*), welcher sein Nest in von den Zweigen herabhängenden Kolonien baut. Ein Baum ist oft mit diesen langen beutelähnlichen Nestern wie bedeckt, und es gewährt einen schönen Anblick, die brillanten schwarzen und gelben Vögel ein und aus fliegen zu sehen. Dieser Vogel hat verschiedene helle und klare Töne und besitzt die außerordentliche Fähigkeit, den Gesang anderer Vögel nachzuahmen, sodass man ihm den Namen des südamerikanischen Spottvogels beilegen könnte. Außer diesem sind die gemeine Silberschnabeltangare (*Rhamphopsis jacapa*), einige blassblaue Tangaren, hier »Sayis« genannt, und der gelb-

brüstige Tyrannen-Fliegenfänger die einzigen sich bemerkbar machenden Vögel, welche gewöhnlich in den Außenteilen von Pará vorkommen. Im Walde hört man fortwährend die sonderbaren Töne des Buschschreiers, ihr tuuu-tuu-tu-t-t-t, ein Laut dem anderen schneller und schneller folgend wie das hintereinander fallende Zurückprallen eines Hammers von einem Amboss. In der Abenddämmerung fliegen viele Ziegenmelker umher und lassen ihren eigentümlichen melancholischen Schrei hören. Einer ruft »Whip poor will«, gerade wie der bekannte nordamerikanische Vogel, ein anderer fragt fortwährend mit merkwürdiger Klarheit »Who are you?« (Wer bist du?), und da diese Stimmen sich häufig abwechseln, gewähren sie eine interessante, wenn auch monotone Unterhaltung.

Die Witterung, soweit wir sie jetzt kennenlernten, war sehr schön; das Thermometer stieg des Nachmittags nicht über 87° [Fahrenheit], noch fiel es während der Nacht unter 74°. Des Morgens und Abends war es angenehm kühl, des Nachmittags hatten wir gewöhnlich einen Regenschauer und kühlenden Wind, der die Luft reinigte und sehr erfrischend war. Des Abends bei Mondschein spazieren die Damen ohne Kopfbedeckung und im Ball-Kostüm in den Straßen und Außenteilen der Stadt, und die Brasilianer in ihren Rosinhas sitzen bis neun und zehn Uhr im bloßen Kopfe und Hemdärmeln vor den Türen ihrer Häuser, ganz unbesorgt wegen der Nachtluft und des starken Tauens des tropischen Klimas, den wir stets gewöhnt gewesen sind, für so schädlich zu halten.

Wir wollen jetzt einige Notizen über die Nahrung des Volkes einschalten. Rindfleisch ist fast das einzige gebräuchliche Fleisch. Das Vieh wird auf Besitzungen, die einige Tagereisen den Strom hinauf am anderen Ufer liegen, gehalten, von wo es in Booten zur Stadt gebracht wird; da die Tiere während der Fahrt jede Nahrung verweigern, verlieren sie alles Fett und kommen in einem sehr schlechten Zustand an. Die für den Tagesbedarf werden am Morgen geschlachtet und, mit einer förmlichen Verachtung gegen alles appetitliche Aussehen, mit Äxten und großen Messern zerhauen und zerhackt, sodass das Blut über das ganze Fleisch läuft.

Um sechs Uhr jeden Morgen sieht man dann eine Anzahl beladener Wagen nach den verschiedenen Schlachterläden fahren, deren Inhalt dem Pferdefleische, das nach einem Hundestalle gebracht wird, so ähnlich sieht, dass sich eine Person mit einem delikaten Magen sehr unbehaglich fühlt, wenn sie mittags nur Rindfleisch auf dem Tische erblickt. Fische kommen manchmal zum Verkauf, sind aber sehr teuer. Schweine werden nur zum Sonntag geschlachtet. Brot aus dem Mehle aus den Vereinigten Staaten, irländische und amerikanische Butter, auch andere fremde Produkte werden von der weißen Bevölkerung im Allgemeinen verbraucht, aber Farinha, Reis, gesalzene Fische und Früchte sind die hauptsächlichen Nahrungsmittel der Schwarzen und Indianer. Farinha ist eine Zubereitung von der Wurzel der Maniok- oder Cassava-Pflanze, von welcher auch Tapioca gemacht wird, es sieht wie grob gemahlene Erbsen oder vielleicht mehr wie Sägespäne aus, wird in Wasser oder Brühe erweicht und gibt dann ein sehr nahrhaftes Nahrungsmittel. Dieses mit ein wenig Salzfisch, Pfefferschoten, Bananen, Orangen und Assai (ein Gericht aus der Palmfrucht) bildet fast den Lebensunterhalt des größten Theils der Bevölkerung der Stadt. Unsere eigene Speisekarte enthielt Kaffee, Tee, Brot, Butter, Rindfleisch, Reis, Farinha, Kürbisse, Bananen und Orangen. Isodora war ein guter Koch und machte alle Sorten Geröstetes und Geschmortes aus unserem täglichen zähen Rindfleisch. Die Bananen und Orangen waren außerdem eine solche Delikatesse für uns, dass wir mit dem guten Appetit, den uns unsere Ausflüge verschafften, über nichts zu klagen hatten.



Kapitel II. Pará.

*Feste – Portugiesische und brasilianische Währung –
M. Borlaz' Wohnsitz – Ausflug zu den Reismühlen – Der
Urwald, seine Pflanzen und Insekten – Milchbaum –
Säge- und Reismühle – Caripé oder Topffruchtbaum –
Kautschukbaum – Blumen und Bäume in Blüte –
Säuba-Ameisen, Wespen und Sandflöhe – Reise zu Wasser
nach Magoary – Die Affen – Der Kommandant von
Laranjeiras – Vampirfledermäuse – Der Holzhandel –
Boa constrictor und Faultier*

Ungefähr vierzehn Tage nach unserer Ankunft in Pará fielen verschiedene Feiertage, »Festas« genannt. Die des »Espirito Santo« und des »Trinidade« dauerten jedes neun Tage. Das erstere Fest wurde in der Kathedrale, das letztere in einer der kleineren Vorstadtkirchen abgehalten. Im Allgemeinen ist der Charakter dieser Feste gleich, doch einige werden eifriger gefeiert und sind beliebter als andere. Sie bestehen gemeinhin darin, dass jeden Abend vor der Kirche ein Feuerwerk abgebrannt wird, dass Schwarzenmädchen »doces«, also Süßigkeiten, Kuchen und Früchte verkaufen und Prozessionen mit Heiligenstatuen und Kreuzifixen stattfinden; die Kirchen öffnen sich mit regelmäßigem Gottesdienst, Bilder und Reliquien werden geküsst, und ein gemischter Haufen Schwarzer und Indianer, alle weiß gekleidet, drängt sich untereinander; auch die Frauen in all der Glorie ihrer massiven goldenen Ketten und Ohrgehänge erfreuen sich des herrlichen Späßes. Außer diesen ist noch eine Anzahl Leute aus den besseren Stän-

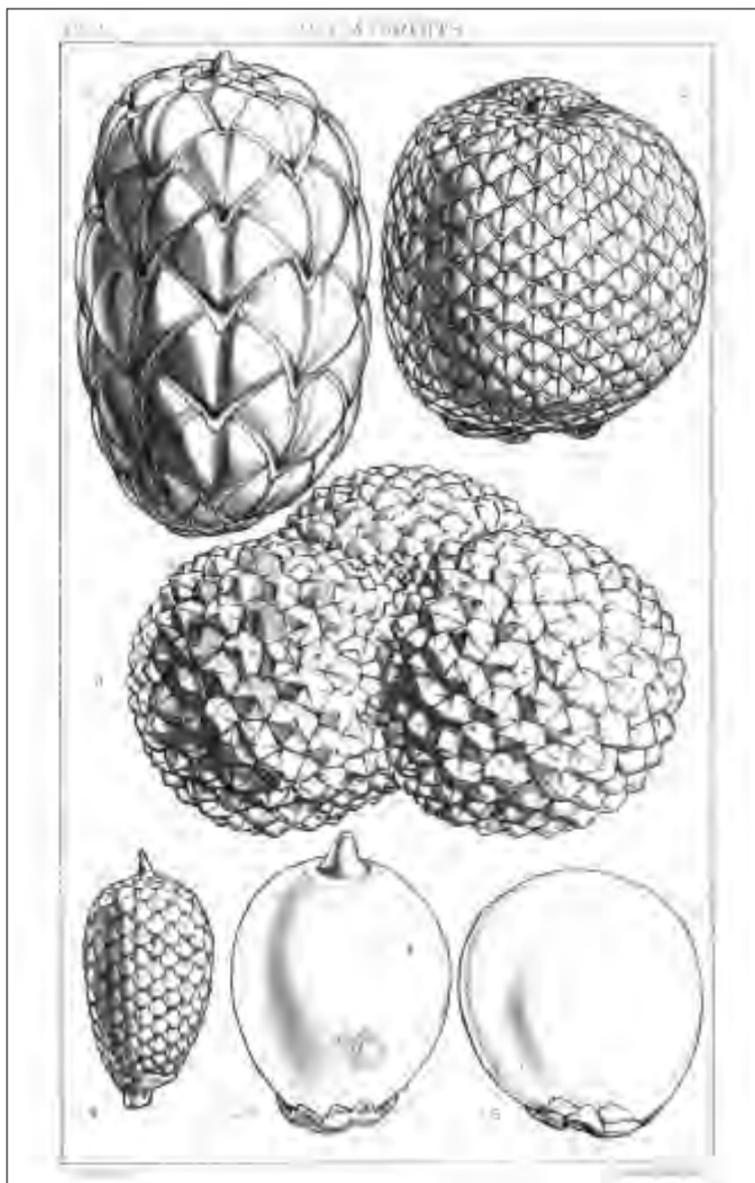
den und Fremder zugegen. Prunkvolle Prozessionen werden zum Beginn und Ende der Festlichkeiten zusammengestellt, und am letzten Abend kommt ein großartiges Feuerwerk zur Aufführung, welches gewöhnlich von einem gewählten oder freiwilligen »Juiz da festa«, oder Gouverneur des Festes, gespendet wird, ein recht teurer Ehrentitel in einem Volke, welches, noch nicht zufrieden mit einem unerschöpflichen Vorrat von Raketen in der Nacht, sich auch tagsüber mit dem Abfeuern großer Mengen derselben amüsiert und sich an dem Zischen und Knallen aufs Höchste ergötzt. Übrigens betrachtet man eine Rakete gewissermaßen als einen Teil der religiösen Zeremonie; als ich einen alten Schwarzen fragte, warum er sie schon des Morgens abbrenne, blickte er gen Himmel und antwortete sehr ernsthaft »Por Deos« (für Gott). Musik, Lärm und Feuerwerk sind die drei wesentlichen Dinge zum Vergnügen der brasilianischen Bevölkerung; während der vierzehn Tage bekamen wir genug davon, denn außer den oben genannten Amusements feuern sie von morgens bis in die späte Nacht mit Flinten, Pistolen und Kanonen ununterbrochen fort.

Nach manchem Hin- und Hersuchen gelang es uns endlich, ein für uns passendes Haus zu finden. Es lag in Nazaré, ungefähr ein und eine halbe Meile südlich von der Stadt, einer kleinen schönen Kapelle gegenüber, dicht an dem Walde und in der Nähe einiger für das Sammeln von Vögeln, Insekten und Pflanzen sehr geeigneter Stellen. Das Haus enthielt vier Zimmer zu ebener Erde, die von einer Veranda umgeben waren; der dazugehörige Grund enthielt Orangen und Bananen und eine Menge Wald- und Fruchtbäume, außerdem Pflanzungen von Kaffee und Maniok. Wir zahlten monatlich zwanzig Milreys (zwei Pfund, fünf Schilling), was freilich für Pará sehr teuer war, doch ein anderes Haus von gleichem Komfort war nicht zu beschaffen. Isodora nahm die Küche, einen alten aus Lehmmauern bestehenden Schuppen, in Besitz, und wir aßen und arbeiteten auf der Veranda, selten die inneren Zimmer zu etwas anderem als zum Schlafen benutzend.

Es fiel uns bald schon leichter, unseren Wünschen auf Portugiesisch Ausdruck zu verleihen, doch an das portugiesische, oder genauer brasilianische, Geld gewöhnten wir uns lange nicht, da

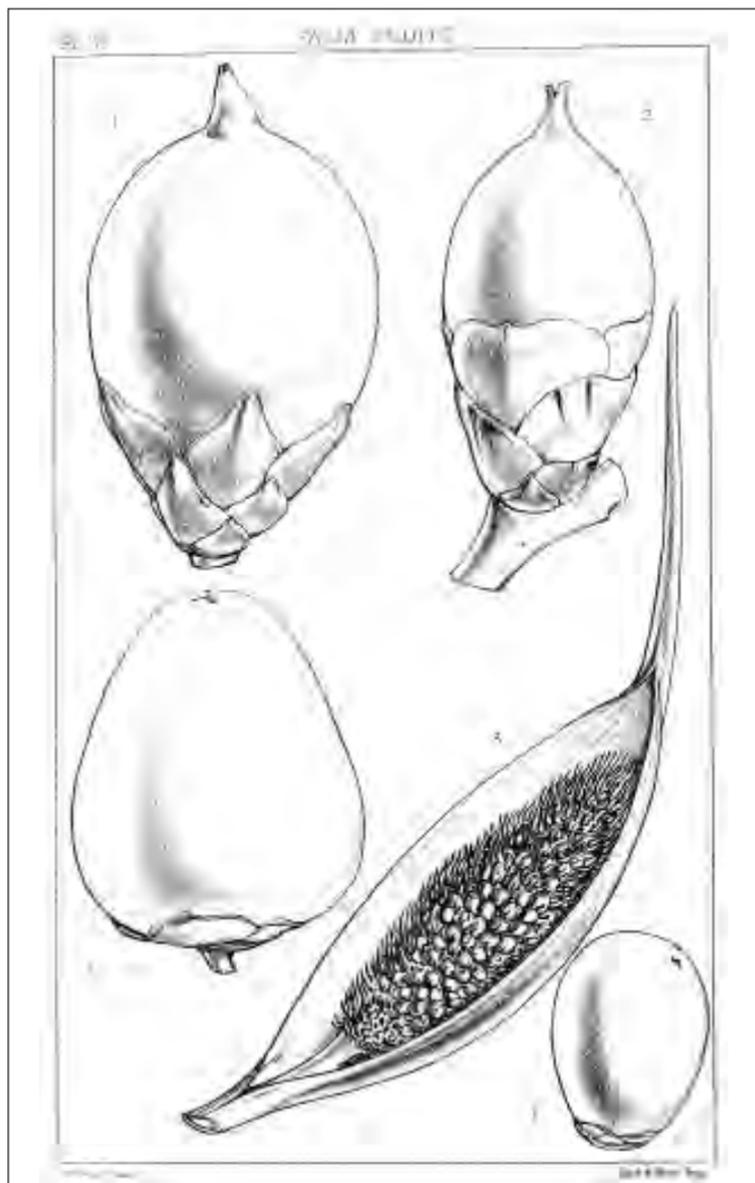
diese Währung sehr eigentümlich und verwirrend ist. Sie besteht aus Papier, Silber und Kupfer. Grundeinheit ist der Rey, allerdings ist der Milrey, also tausend Reys, der Wert der kleinsten Papiernote und die Einheit, in welcher Bücher und Konten geführt werden. Das System ist demnach ein dezimales und sehr einfach zu begreifen, wären da nicht jene Münzen, welche für das Rechnen Anwendung finden und alles komplizieren. Zu nennen sind der Vintem im Werte von zwanzig Reys, der Patac (dreihundertundzwanzig) und der Crusado (vierhundert), welche sämtlich zur Berechnung von Geldsummen benutzt werden und einen Neuling in Verwirrung stürzen, da namentlich der Patac kein glatter Teil des Milrey ist (drei Patacs und zwei Vintems ergeben einen Milrey) und der hier gängige spanische Dollar sechs Patacs entspricht. Früher betrug der Wert des Milrey 5 Schilling, $7\frac{1}{2}$ Pence, jetzt aber schwankt er von 2 Schilling, 1 Penny bis 2 Schilling, 4 Pence, oder ist gar weniger als die Hälfte wert, was wohl der überreichen Ausgabe von Papier und seiner Unwandelbarkeit in Münzen geschuldet ist. Die metallene Währung, vormals von wirklichem und nicht bloß nominellem Werte, erschöpfte sich bald, sodass es unumgänglich wurde, ihren Wert zu erhöhen. Dies geschah, indem man sie neu prägte und ihnen fürderhin den doppelten Wert gab; ein neu geprägter Vintem kommt so zwei Vintems gleich, ein Patac mit 160 darauf zählt für 320, und ein Zweivintemstück ist vier Vintems wert. Mit dem Verfall der Währung wurde auch die Größe der neuen Münzen vermindert, sodass nun erst recht Verwirrung herrscht, denn das Verhältnis von Größe und Wert ist beinahe bedeutungslos geworden; selbst von zwei Stücken des genau gleichen Maßes mag das eine den doppelten Betrag des anderen wert sein. Folglich muss man jedes Münzstück genauestens ins Auge nehmen, wodurch das Zusammenstellen großer Summen zu einer nicht wenig Übung und Aufmerksamkeit verlangenden Tätigkeit gerät.

Auf unserem Grundstücke lebten drei Schwarze, welche die Kaffee- und Fruchtbäume und die Maniok-Felder beaufsichtigten; der eine, namens Vincente, war ein schöner stämmiger Bursche, der sich im Fangen der »Bichos«, wie sie hier alle Insekten,



1. *Raphia taedigera*. 2. *Mauritia flexuosa*. 3. *Manicaria saccifera*. 4. *Lepidocaryum tenue*. 5. *Astrocaryum tucuma*. 6. *Leopoldinia pulchra*.

Tafeln mit Zeichnungen der Früchte von Palmen aus Wallace' »Palm Trees of the Amazon« (1853)



1. *Attalea spectabilis*. 2. *Maximiliana regia*. 3. *M. regia* (Blütenscheide)
 4. *Guilielma speciosa*. 5. *Iriatea exorhiza*.

Reptilien und kleineren Tiere nennen, berühmt gemacht hatte. Er brachte uns bald verschiedene Insekten, unter anderen eine gigantische haarige Spinne, eine Mygale, welche er geschickt aus ihrem Loche in der Erde herausgegraben und in einem Blatte gefangen hatte. Er erzählte uns, dass er einmal von einem solchen Tiere gebissen worden und dass es ihm darauf lange schlecht ergangen sei. Als wir ihn weiter nach der Sache befragten, bezeichnete er das »Bicho« als »muito mal« (sehr schlecht) und schloss mit einem nachdrücklichen »ju-u-u«, was wohl dem »Und wie!« eines Schuljungen in etwa gleichkommt und verrät, dass kein Zweifel am Gesagten bestehen kann. Es erscheint daher glaubhaft, dass dieses Insekt mit seinen mächtigen Fangzähnen tatsächlich in der Lage ist, vergiftete Wunden zu schlagen.

Bei einem unserer Streifzüge kamen wir zu dem Landhause eines Franzosen, Herrn Borlaz, des Schweizer Konsuls in Pará. Sehr zu unserem Erstaunen wandte er sich auf Englisch an uns, führte uns auf seinem Anwesen umher und zeigte uns die Pfade durch den Wald, die uns das beste Vorankommen ermöglichen würden. Die Vegetation war hier an den Ufern des Flusses, nur eine Meile unter Pará, schon sehr reich. Die Miriti (*Mauritia flexuosa*), eine schöne Fächerpalme, und eine schlankere Art, die Marajá (*Bactris maraja*), ein kleiner dorniger Baum, welcher eine kleine Frucht mit dünnem äußerlichem Fleische von säuerlich-angenehmem Geschmack trägt, waren beide in Menge vorhanden. Eine Masse Kaktus, welche nahe am Hause wuchs, aber angepflanzt war, hatte ein recht tropisches Ansehen und war wohl dreißig Fuß hoch. Die Dickichte waren voll der seltensten Bromeliaceen und Vertretern der Aronstabgewächse *Arum* sowie vieler sonderbarer Bäume und Sträucher, in deren Schatten wir einige schöne Insekten fingen. Der herrliche blaue und orangefarbene Schmetterling (*Epicalia ancea*) saß hier vielfach an den Blättern und kehrte wiederholt zu demselben Baum, ja zu demselben Blatte zurück, sodass wir fünf verschiedene fingen, ohne dass wir vom Platze gingen.

Bei unserer Rückkehr setzte uns Herr Borlaz verschiedene schöne Früchte vor – die Berribee, eine Art der *Annona* mit einem angenehmen, säuerlichen, puddingartigen Fleische, geröstete Brotfrucht, sehr ähnlich der spanischen Kastanie, sowie in der Sonne getrocknete Pisangfeigen, den Feigen sehr ähnlich. Die Lage des Hauses war entzückend mit der Aussicht über den Fluss nach den gegenüberliegenden Inseln, und hoch genug, um trocken und gesund zu sein. Das feuchte Gehölz am Ufer des Flusses war so ergiebig, dass wir sehr oft von der Erlaubnis des Herrn Borlaz, sein Grundstück besuchen zu dürfen, Gebrauch machten. Hier möchte ich ein Beispiel für die Gefräßigkeit der Ameisen nicht unerwähnt lassen; ich hatte meinen Sammlungskasten während eines halbstündigen Gespräches auf der Veranda abgelegt, und da ich ihn anschließend öffnete, einen neuen Fang hineinzugeben, erblickte ich mit Entsetzen, dass das Behältnis von kleinen roten Ameisen wimmelte, welche bereits von fast einem Dutzend Insekten die Flügel abgetrennt hatten und diese nun kreuz und quer umherschleppten, während andere noch mit der Zerstückelung beschäftigt waren und wieder andere sich in die fleischigsten Körper eingegraben hatten und ein köstliches Mahl genossen. Nur mit Mühe konnte ich ihnen ihre Beute entreißen, gewann aber immerhin einige nützliche Erfahrungen, wenn auch zum Preise eines halben erfolgreichen Tagesfanges, zu dem auch einige der so gepriesenen *Epicalia* gehörten.

Am 23. Juni des Morgens brachen wir früh auf, um den Reismühlen in Magoary einen Besuch zu machen, deren Besitzer, Mr. Upton, und dessen Verwalter, Mr. Leavens, beide Amerikaner, uns dahin eingeladen hatten. Ungefähr zwei Meilen von der Stadt betraten wir den Urwald, welcher sich durch höhere Wipfel und tiefere Schatten schon eine Weile angekündigt hatte. Das Charakteristische desselben war die große Anzahl und Verschiedenheit der Waldbäume, deren Stämme oft sechzig bis achtzig Fuß vollkommen gerade und ohne Zweig in die Höhe stiegen, und die kolossalen Schlingpflanzen, welche daran heraufranken, sich manchmal in schräger Richtung wie Streben oder Stage eines Mastes von ihren Wipfeln erstrecken oder sich wie eine enorme Schlange, die

ihren Raub erwartet, um den Stamm winden. Hier sind zwei oder drei in sich selbst zusammengedreht und bilden ein förmliches Tau, womit sie diese Könige der Wälder zu binden scheinen; dort bilden sie eine verwickelte Girlande und, selbst wieder mit kleineren Ranken und Schmarotzerpflanzen bedeckt, bedecken sie fast den väterlichen Stamm und verhüllen ihn ganz.

Unter den Bäumen sind diejenigen, die eine Art Strebepfeiler um ihren Stamm haben, die auffallendsten. Einige dieser Strebepfeiler sind weit länger, als sie hoch sind, da sie in einer Entfernung von acht bis zehn Fuß vom Stamme entspringen und nur vier bis fünf Fuß hoch hinaufreichen, während andere bis zur Höhe von zwanzig bis dreißig Fuß steigen und darüber noch wie Rippen am Stamme zu vierzig bis fünfzig unterschieden werden können. Es sind förmliche Palisaden, sechs Zoll bis einen Fuß stark, manchmal in zwei oder drei sich verzweigend und sich gerade und weit genug ausstreckend, sodass eine bequeme Hütte in ihrem Winkel gebaut werden könnte. Ihr Holz ist allgemein sehr leicht und weich, weshalb man häufig große eckige Stücke aus ihnen schneidet, um sie als Paddel und zu anderen Zwecken zu verwenden.

Andere Bäume erscheinen wieder, als wenn sie aus einer Unzahl schlankerer Bäume zusammengewachsen und geformt wären. Sie haben tiefe Furchen und sind bis zu ihrer ganzen Höhe gerippt; an manchen Stellen gehen die Furchen bis durch, was dann wie ein Fenster in einem schmalen Türmchen aussieht, und doch erreichen sie dieselbe Höhe als die höchsten Bäume des Waldes mit einem geraden, gleichmäßig dicken Stamm. Eine andere Form zeigt sich bei denen, welche viele ihrer Wurzeln hoch über der Erde haben, die somit auf vielen Füßen zu stehen scheinen, und Bogen bilden, die groß genug sind, um darunter hindurchzugehen.

Die Stämme dieser Bäume und die Ranken, welche sie umgeben, unterstützen nun noch eine Unzahl kleinerer Pflanzen. *Tillandsia* und andere Bromeliaceen, der wilden Ananas ähnlich, große rankende *Arum*, mit ihren großen dunklen grünen, wie ein Pfeil geformten Blättern, verschiedene Pfefferarten und großblättrige Farnkräuter schießen in Zwischenräumen am Stamme

bis zu den höchsten Zweigen hinauf. Zwischen diesen ist kriechendes Farnkraut und eine zarte kleine Art ähnlich unserem Hautfarn *Hymenophyllum*; an feuchten dunklen Plätzen sind deren Blätter wieder mit kleinen kriechenden Moosen und Jungermannien bedeckt, sodass sich Schmarotzer an Schmarotzer-Pflanzen zeigen. Hebt man den Blick, wird man des fein verzweigten, stark gegen den klaren Himmel abgesetzten Laubwerkes gewahr, welches so charakteristisch für tropische Wälder ist, wie auch Humboldt mehrfach bemerkt hat. Viele der größten Bäume haben ähnlich zarte Blätter wie die der zitternden *Mimosa*, ebenso wie diese zur ausgebreiteten Familie der Leguminosen gehörend, während die großen palmenartigen Blätter der *Cecropia* und die ovalen glänzenden der *Clusia* und hundert andere dazwischen fallende Formen eine genügende Mannigfaltigkeit gewähren. Der helle Sonnenschein, der oben alles erleuchtet, während unten dunkle Dämmerung herrscht, trägt viel zur Größe und Feierlichkeit der Szene bei.

Blütenpflanzen fanden sich nur hin und wieder; einige kleine Orchideen und unbedeutende Kräuter am Wegesrand, hier und da ein weiß oder grün blühender Strauch war alles, was wir sahen. Auf der Erde lagen mannigfache verrottende Früchte – die Schoten von sonderbar gewundenen Hülsenfrüchten (Leguminosen), ein Yard lang, große breite Bohnen, Nüsse von verschiedenen Größen und Formen und große Früchte des Topfbaumes, welche Deckel wie das Gerät haben, von dem sie ihren Namen empfangen. An Kräutern gab es hauptsächlich Farne, Scitamineae, einige Gräser und kleine Kriechpflanzen; welche Blätter und faules Holz bedeckten den Boden zum größten Teil.

Wir fanden sehr wenige Insekten, aber nahezu alle, welche wir sahen, waren neu für uns. Unser größter Schatz war ein durchsichtig geflügelter Schmetterling mit einem hellen violetten Fleck auf dem unteren Flügel, der Esmeralda-Augenfalter *Haetera esmeralda*, welchen wir jetzt zum ersten Mal sahen und fingen. Wir erlangten verschiedene andere seltene Insekten, der gigantische *Morpho* flog oft an uns vorüber, aber sein wellenförmiger Flug spottete aller unserer Anstrengung, ihn zu fangen. Von Vier-

füßern sahen wir gar nichts, auch nur sehr wenige Vögel, doch hörten wir genug der Letzteren, um uns zu überzeugen, dass sie nicht fehlten. Der allgemeinen Ansicht, dass die tropischen Vögel im Verhältnis zu ihrem glänzenden Gefieder des Gesanges entbehren, müssen wir widersprechen. Viele der brillanten tropischen Vögel gehören zu Familien und Gattungen, welche keinen Gesang haben; aber so wie bei uns die farbenfrohesten Vögel, wie der Stieglitz und der Kanarienvogel, keineswegs unmusikalisch sind, finden sich hier auch viele schöne kleine Vögel, welche ebenso vortreffliche Sänger sind. Wir hörten Töne, welche denen unserer Amsel und unseres Rotkehlchen sehr ähnlich waren, und ein Vogel stieß drei oder vier so süße klagende Töne aus, dass sie ganz besonders unsere Aufmerksamkeit auf sich zogen. Viele haben besondere Rufe, denen von phantastisch Veranlagten sehr leicht Worte untergeschoben werden können und welche in der Stille des Waldes einen sehr angenehmen Eindruck machen.

Als wir die Mühlen erreichten, war es bereits ein Uhr, da wir uns auf der Strecke von kaum zwölf Meilen, verzögert durch all das Interessante, dem wir des Weges begegnet, sechs Stunden aufgehalten hatten. Wir wurden vom Herrn Leavens sehr freundlich bewillkommt und hatten bald eine wohlbedeckte Tafel vor uns. Nach dem Essen schlenderten wir ein wenig auf dem Gehöfte umher und erblickten zum ersten Mal Tukane und Papageien in ihrer natürlichen Heimat. Sie lassen sich häufig auf bestimmten wilden Obstbäumen nieder, und Herr Leavens besitzt viele von ihm selbst geschossene und vorbildlich präparierte Exemplare. Es waren drei Mühlen auf dem Grundstück, eine Sägemühle und zwei Reisreinigungsmühlen. Eine Reismühle wurde durch Dampf, die anderen beiden durch Wasserkraft getrieben, welche durch das Dämmen zwei oder drei kleinerer Flüsse erlangt wird. Die Sägemühle war erst neuerdings durch Herrn Leavens, der ein praktischer Mühlenbauer ist, errichtet. Sie ist von der Art, wie sie im Allgemeinen in den Vereinigten Staaten gebräuchlich sind, doch ist die Art und Weise, das Wasser anzuwenden, verschieden von dem, was wir in England sehen. Das Gerinne fällt etwa zehn Fuß, doch wird das Wasser nicht auf ein ober- oder mittelschlächtiges Rad geleitet,

sondern strömt durch eine Längsöffnung am unteren Ende gegen die schmalen Schaufeln eines Mühlrades. Dieses misst nicht mehr als zwanzig Zoll im Durchmesser, wodurch es sich mit hoher Geschwindigkeit dreht. Mittels einer Kurbelwelle und eines Pleuels wird die Bewegung direkt auf die Säge vermittelt, welche so mit jeder Umdrehung des Rades einen Doppelhub ausführt. Die Kosten eines großen, langsamen Rades entfallen auf diese Weise, ebenso wie das aufwendige Getriebe, welches vonnöten wäre, die Säge ausreichend schnell anzutreiben; und da die Anzahl der mechanischen Teile insgesamt geringer ist, fallen wohl auch Reparaturen selten an. Der den Holzstamm gegen die Säge führende Schlitten wird auf die übliche Weise angetrieben, doch ist die Methode der Rückführung nach dem Schnitt ingeniös. Hierzu wird der Wasserfluss vom Hauptrade abgetrennt und einer Rinne nach einem zweiten Rade zugeführt, an dessen aufrechter Achse ein Zahnrad sitzt, welches in eine am Schlitten befestigte Zahnstange greift, wodurch dieser mit großer Geschwindigkeit und auf einfachste Weise zurückfährt. Indes gibt es nur eine Säge, was das Herstellen der verschiedenen Stärken, in welche die Stämme zu zerteilen sind, ziemlich beschwerlich macht.

Wir sahen in der Sägemühle verschiedene Arten Holz zum Verbrauch kommen, noch als Stamm oder schon zum Brett verarbeitet; einige waren sehr harte Hölzer, unserer Eiche ähnlich, andere leichter und weniger dauerhaft. Was uns jedoch am meisten interessierte, waren große Blöcke des Masseranduba oder Milchbaums. Schon auf unserem Wege durch den Wald hatten wir verschiedene große Stämme mit Einschnitten gesehen, welche zum Abzapfen der Milch gemacht waren. Er ist einer der schönsten Bäume des Waldes und steigt mit einem geraden Stamme zu einer ungeheuren Höhe; das Holz ist sehr hart, fein geadert und dauerhaft, und eignet sich deshalb besonders für Gegenstände, die dem Wetter sehr ausgesetzt sind. Die Frucht ist essbar, schmeckt gut und ist von der Größe eines kleinen Apfels, mit sehr saftigem Fleische. Das Sonderbarste aber ist die vegetabilische Milch, welche reichlich herausströmt, wenn die Rinde eingeschnitten wird, dicker Sahne gleicht und außer einer geringen Sonderbarkeit des



Die Kirche in Nazaré bei Pará. – Aus: Wallace, »Narrative« (1853)

Geschmacks kaum von dem wirklichen Erzeugnis der Kuh zu unterscheiden ist. Mr. Leavens befahl einem Manne, einen Stamm, welcher schon einen Monat im Hofe gelegen, anzuschneiden; er machte mit der Axt verschiedene Einschnitte in die Rinde, und in einer Minute lief der reiche Saft in großer Menge heraus. In einer Schüssel gesammelt wurde er mit Wasser verdünnt, filtriert und des Abends zum Tee sowie am nächsten Morgen zum Frühstück aufgetragen. Der besondere Geschmack dieser Milch schien fast die Qualität des Tees zu verbessern und gab ihm die Farbe wie die fetteste Sahne. Zum Kaffee ist sie ebenfalls ausgezeichnet. Mr. Leavens erzählte uns, dass er schon eine Milchspeise damit bereitet habe, die trotz sonderbar dunkler Farbe sehr gut schmeckte. Gleichzeitig wird diese Milch statt Leim gebraucht, und man sagt, dass sie ebenso dauerhaft sein soll wie der von unsern Tischlern gebrauchte. Als ein Probestück zeigte uns Mr. Leavens eine Violine, die er selbst gemacht hatte, deren Resonanzboden aus zwei Teilen bestand, welche er mit der Milch, wie sie frisch vom Baume kam, zusammengeleimt hatte. Es war fast zwei Jahre her, das Ins-

trument war in fortwährendem Gebrauch gewesen und die Fuge war auf ganzer Länge in bestem Zustande. Der Luft ausgesetzt erhärtet die Milch und wird ein wenig elastisch, dem Guttapercha ähnlich; da sie aber nicht durch heißes Wasser erweicht werden kann, so ist es wahrscheinlich, dass sie nicht zu einem so ausgedehnten Gebrauch gelangen wird.

Nachdem wir den Holzhof verlassen, besuchten wir die Reismühlen und besichtigten hier den Prozess, durch den der Reis von seiner Hülse befreit wird. Um dies zu bewerkstelligen, unterwirft man ihn verschiedenen Operationen. Das Korn geht erst zwischen zwei Mühlsteinen, welche nicht wie zum Mehlmalen geschnitten, sondern flach, glatt gearbeitet sind und die äußere Hülse abreiben; dann wird es zwischen zwei Bretter von ähnlicher Form und Größe wie die Steine gebracht, die über und über mit steifen eisernen Drähten, ungefähr $\frac{3}{8}$ Zoll lang, besetzt sind, so dicht zusammen, dass eben ein Korn Reis dazwischen durchkann. Die beiden Flächen berühren fast einander, sodass der Reis zwischen den Drähten durchgezwungen wird, welche den letzten Rest der Hülse abreiben und das Korn polieren. Bei dieser Operation wird jedoch ein Teil zerdrückt, welcher hernach mehrfach, mit verschiedenen Feinheitsgraden gesiebt wird, wodurch der Staub vom zerbrochenen Reis sich absondert. Der unversehrte Reis wird mit Fächerluft von dem verbleibenden Staub befreit und geht endlich durch zwei Reiber, welche mit einem wolligen Schafsfelle bedeckt sind, und wird so gereinigt, dass er zum Verkauf gebracht werden kann. Der Pará-Reis ist sehr fein und schön, von so guter Qualität als der von Carolina, doch zeigt er wegen der Sorglosigkeit, mit der er kultiviert wird, nie eine so gute Probe. Es wird durchaus keine Sorgfalt auf den Samen und Boden verwandt, und beim Ernten wird ein großer Teil grün und unreif abgeschnitten, weil nicht Hände genug da sind, um ihn schnell einzuholen, wenn er reif ist, und der Reis ist ein Korn, welches schnell aus der Ähre fällt und verloren geht; deshalb wird er selten auf großen Partien angebaut, der größte Teil ist das Erzeugnis der Indianer und kleineren Landbesitzer, welche ihn nach den Mühlen zum Verkauf bringen.

Des Morgens, nach einem erfrischenden Sturzbade unter dem Mühlstrome, nahmen wir unsere Büchsen, Insekten-Netze und Jagd-Taschen und machten in Begleitung des Mr. Leavens einen Ausflug in den Wald. Unterwegs sahen wir den langzehigen Jacana am Flussufer, Bemteví-Fliegenschnäpper in den Zweigen kahler Bäume und Tukane, die mit vorgerecktem Schnabel nach ihrem Frühstück flogen. Ihr Krächzen war oftmals zu hören, hin und wieder auch das laute Klopfen der großen Spechte und die sonderbaren Rufe der Brüllaffen; alles verriet deutlich, dass wir uns in den endlosen Wäldern des tropischen Amerika befanden. Im Schießen waren wir nicht glücklich, kehrten aber mit einem guten Appetit zu Kaffee, Masseranduba-Milch, Pirarucú und Eiern zurück. Der Pirarucú ist der getrocknete Fisch, welcher mit dem Farinha das hauptsächliche Nahrungsmittel der eingeborenen Bevölkerung bildet, und da es im Innern des Landes das einzige ist, welches erlangt werden kann, so hielten wir es für das Beste, uns gleich daran zu gewöhnen. Dem Äußeren nach sieht es nichts Essbarem ähnlich; wenn ich es mit etwas vergleichen möchte, so wäre es mit einer in lauter Fasern gezogenen und in Fladen gepressten getrockneten Kuhhaut. Zum Essen wird es gekocht oder leicht geröstet, in Stücken gezogen und mit Essig, Öl, Pfeffer, Zwiebeln und Farinha gemischt und bildet im Ganzen ein schmackhaftes Gericht für jemanden mit einem guten Appetit und einem starken Magen.

Nach dem Frühstück beluden wir unsern alten Schwarzen, der uns begleitet hatte, uns den Weg zu weisen, mit den Pflanzen, welche wir gesammelt hatten, und einem Korbe, in welchen wir irgendeinen interessanten Gegenstand, den wir auf dem Wege antreffen könnten, hineintun konnten, und machten uns auf den Heimweg, nachdem wir unserm freundlichen Wirt noch einen längeren Besuch versprochen hatten. Wir erreichten Nazaré mit Kästen voll Insekten, den Kopf voll der interessanten Dinge, die wir gesehen, unter denen der Milch gebende Baum, der uns mit einem Lebensbedürfnis aus so neuer und fremder Quelle versah, die Hauptrolle spielte.

Wir wünschten sehr einen Baum, Caripé genannt, kennenzu-

lernen, aus dessen Rinde die Töpfe und Geschirre des Landes gefertigt werden. Wir fragten Isodora, ob er einen solchen Baum kenne; er antwortete, dass er ihm wohl bekannt sei, dass derselbe aber nur eine ganze Strecke entfernt im Walde wachse. Eines schönen Morgens nach dem Frühstück hießen wir ihn daher, seine Axt zu schultern und den Caripé mit uns zu suchen. Wie immer ging er nur mit einem Paar Hosen bekleidet, dem herrlichen Wetter angemessen ohne Hemd, Hut und Schuhe, während wir in Hemdsärmeln unser Jagdgerät über der Schulter trugen. Unser alter Führer, obgleich er jetzt einer häuslichen Tätigkeit als Koch und Diener zweier fremder Herren nachging, hatte früher viel im Walde gearbeitet, kannte die Bäume bei ihren Namen und war sehr bewandert in allem, was zu ihren besonderen Kennzeichen gehörte. Er war sehr schweigsamer Natur und ermunterte sich nur dann, wenn wir in unserer außerordentlichen Dummheit nicht verstehen konnten, was er wünschte; dann fing er an, mit einer solchen Heftigkeit zu gestikulieren und so ausführliche Pantomimen zu machen, dass er ein größeres Publikum als Zuschauer verdient hätte; dennoch schien es ihm Vergnügen zu machen, seine Kenntnisse an einem Gegenstande, über den wir, obgleich überaus lernwillig, in der dunkelsten Unwissenheit lebten, glänzen zu lassen. Seine Lehrmethode war sozusagen, eine Reihe parenthesischer Bemerkungen über die Bäume zu machen, an denen wir vorüberkamen, und diese schienen mehr an die Bäume als an uns gerichtet zu sein, wenn wir nicht etwa durch weitere Fragen mehr aus ihm herauslockten.

»Dies«, pflegte er zu sagen, »ist Ocöóba, sehr gut Medizin, gut für schlimmen Hals«, welches er uns näher erklärte, indem er uns pantomimisch das Gurgeln vormachte, uns dabei einen wässrigen Saft zeigend, welcher hervorquoll, wenn der Baum eingeschnitten wurde. Der Baum war übrigens, wie viele andere, über und über eingeschnitten, von der großen Zahl Patienten, welche des heilenden Saftes wegen kamen. »Dies«, sagte er, nach einem prachtvollen geraden hohen Baume blickend, »ist gut Holz für Häuser, gut zum Dielen, nennen es Quaröóba.« – »Dies«, dabei zeigte er auf einen der sonderbar gefurchten Bäume, welche



Tafel mit Zeichnung der *Leopoldinia pulchra* aus Wallace' »Palm Trees of the Amazon« (1853)

aussehen, als wenn ein ungeheures Bündel langer Stöcke in eine Masse verwachsen wäre, »ist Holz gut zu machen Ruder.« Als wir dies auf Portugiesisch nicht verstanden, imitierte er das Rudern in einem Boot; der Name dieses Baumes war Pootiéka. »Dies«, auf einen andern zeigend, »ist gut Holz zum Brennen, zu machen Holzkohlen, gut hart Holz für alles – macht die beste Kohlen für Schmiede«, welches er dadurch erklärte, dass er in einer Pantomime uns zeigte, wie das Holz das Feuer mache, durch welches das Eisen der Axt geschmiedet wird, die er in seiner Hand hielt. Dieser Baum erfreute sich des Namens Nowará. Nächst diesem kam der Caripé selbst, aber da es ein ganz junger Baum war, der weder Frucht noch Blüte hatte, so mussten wir uns mit Proben des Holzes und der Rinde begnügen; er wuchs am Rande eines Morastes, welcher mit herrlichen Palmbäumen bedeckt war. Die Assai-Palme, die gewöhnlich um die Stadt herum sich findet, erreicht hier eine ungeheure Höhe. Mit einem glatten Stamme, nur vier Zoll im Durchmesser, erreichen einige die Höhe von achtzig Fuß; zuweilen sind sie ganz gerade, oder auch sanft gebogen, und gewähren mit ihrer herabhängenden Laubkrone einen herrlichen Anblick. Hier wuchs auch der Inajá, eine schöne dickstämmige Art, mit einem sehr großen dichten Laubwerk im Wipfel. Die unentwickelten Blätter dieser wie vieler anderer Arten bilden eine ausgezeichnete Pflanzenspeise, die hier »Palmeto« genannt wird und wahrscheinlich dem sehr ähnlich ist, was die westindische Kohlpalme liefert. Eine stachelstämmige, fächerblättrige Palme, welche wir an den Mühlen bemerkt hatten, wuchs auch hier. Der auffallendste von allen aber war der Paxiuba, eine hohe, gerade, ganz glattstämmige Palme mit einer sehr eleganten Krone, welche nur aus einigen sonderbar geschnittenen Blättern besteht. Das Merkwürdigste dabei ist, dass der größte Teil seiner Wurzeln sich über der Erde befindet; diese Wurzeln sterben nach und nach ab, wofür aber andere aus dem Stamme höher herauf entspringen, sodass der ganze Baum von drei oder vier starken Wurzeln getragen wird, die manchmal so hoch sind, dass ein Mann zwischen ihnen aufrecht stehen kann. Die Hauptwurzeln teilen sich oft wieder, ehe sie den Boden erreichen, in drei oder mehrere

kleinere, wovon jede nicht einen Zoll im Durchmesser hat. Obgleich nun der Stamm des Baumes ganz glatt ist, so sind doch die Wurzeln mit knorrigen großen Stacheln dick bedeckt. Um ihn herum wachsen überall kleinere Bäume, nur wenige Fuß hoch, aber schon auf eigenen Beinen stehend und sich wie Miniaturen des Elternbaumes ausnehmend. Isodora schnitt eine Assai-Palme ab, um für unser Mittagessen etwas Palmeto zu bekommen; es ist ein angenehm schmeckendes süßliches Gewächs. Bei unserer Rückkehr wurden wir angenehm überrascht durch eine zufällige Bemerkung unseres Führers, dass der Baum dicht bei uns der Seringa oder Kautschukbaum wäre. Wir hieben ein Stück der Rinde ab und hatten das Vergnügen, den sonderbaren Saft hervorkommen zu sehen. In einer Schachtel, die ich bei mir führte, fing ich etwas auf und fand am nächsten Tage, dass es wirklicher Kautschuk war, zwar von etwas gelblicher Farbe, aber alle seine sonderbaren Eigenschaften besitzend.

Da es der Tag eines Heiligen war, wurde auf der Straße vor unserem Haus des Abends ein Feuer entfacht, und als wir hinausgingen, erkannten wir, dass es Isodora und Vincente waren, die es schürten. Noch weitere Feuer waren zu sehen, ja, eine lange Reihe von ihnen schien sich bis nach der Stadt zu ziehen. Dies war keineswegs Zufall, sondern ein Zeichen respektvoller Verehrung, wie man sie hier einigen der bedeutenden Heiligen entgegenbringt. Die Feuer, mit Raketen und Prozessionen, nehmen in der Religion dieses Landes beträchtlichen Raum ein. Da sie endlich verloschen, glänzten am Firmament die herrlichen Sternbilder des Südens mit ihren dichten Nebeln, und wohl zufrieden mit allem, was wir am Tage erlebt hatten, begaben wir uns in unsere Hängematten.

4. Juli. – Mit der Annäherung der trockenen Jahreszeit verbesserte sich das Ansehen der Vegetation. Pflanzen fingen nach und nach an zu knospen, und helle grüne Blätter ersetzten die halb verwelkten der vergangenen Jahreszeit. Die Rankengewächse sind besonders bemerkenswert, sowohl wegen der Schönheit ihrer Blätter als auch ihrer Blumen. Zwei oder drei klettern oft über einen Baum oder Strauch und verstricken sich in die verwickeltesten und elegantesten Formen, sodass es große Schwierigkeit hat,

zu unterscheiden, zu welcher Pflanze die verschiedenen Blüten gehören. Sehr schöne weiße und gelbe Winden *Convolvulus* zeichnen sich besonders aus, doch glänzt die gelbe und purpurne *Bignonia*-Blume als die prächtigste von allen, und einige elegante dickblättrige Klettergewächse reichen bis hinauf in die Baumwipfel, wo sie ein scharlachrotes Blütenfeuerwerk entzünden. Unter den Pflanzen, die nicht in Blüte waren, bemerkten wir oft eine doppeltblättrige *Bauhinias* von verschiedener Form. Die Arten sind sehr zahlreich; einige sind Staudengewächse, andere zarte Kletterpflanzen, und eine ist die außerordentlichste unter den außerordentlichen Kletterpflanzen des Waldes; ihr breiter glatter holziger Stamm ist in einer merkwürdigen Manier ein- und ausgedreht, steigt bis zu den Wipfeln der höchsten Waldbäume und hängt dort in gigantischen Girlanden von vielen Hundert Fuß Länge von ihren Zweigen herunter. Schöne rosa und weiße *Clusia* waren auch hier reichlich vorhanden, mit großen glänzenden Blättern und Blumen von kräftigem, duftreichem Geruch. Sie wächst nicht nur als ein Baum von anständiger Größe aus dem Boden, sondern existiert auch als Schmarotzer-Gewächs an fast jedem anderen Baum. Ihre große runde weißliche Frucht wird »cebola braba« (wilde Zwiebel) von den Eingeborenen genannt und wird gern von den Vögeln gefressen, welche so wahrscheinlich den Samen in die höchsten Bäume schleppen, wo derselbe schnell in irgendeiner düngerartigen Substanz, wie z. B. Vogel-schmutz, Wurzel fasst. Wenn die Pflanze größer wird und mehr Nahrungsstoff gebraucht, als dort oben vorhanden ist, so entsendet sie lange Schößlinge zur Erde, die wieder Wurzel fassen und zu einem neuen Stamme heranwachsen. Auf einem Wege in Nazaré steht ein Baum, aus dessen gabelförmigen Zweigen eine große Mucujá-Palme wächst, und auf dieser Palme sind drei oder vier junge *Clusia*-Bäume, auf welchen ohne Zweifel wieder Orchideen und Farne wachsen oder doch bald wachsen werden. Einige Waldbäume waren in Blüte, und es war wirklich ein großartiger Anblick, solch einen kolossalen Baum mit einer so dichten Masse von Blumen und Blüten bedeckt zu sehen und das Summen der Millionen Insekten zu hören, welche da versammelt waren und

ein Honigfest feierten. Leider liegt das Schönste außer dem Bereich des wissbegierigen und bewundernden Naturalisten; denn nur über der Außenseite des großen blättrigen Domes, der den vertikalen Strahlen der Sonne ausgesetzt ist, werden Blüten erzeugt, und auf vielen Bäumen ist keine einzige Blüte in einer geringeren Höhe als hundert Fuß zu finden. Die ganze Pracht dieser Wälder könnte eigentlich nur gesehen werden, wenn man in einem Ballon langsam über die wellenförmige Blütenfläche dahinsegelte. Ein solcher Genuss ist vielleicht den Reisenden einer künftigen Generation vorbehalten.

Eine der gefährlichsten Schlangen Brasiliens, eine Jararaca, wurde in unserem Garten von einem Schwarzen getötet; sie war klein und von unauffälliger Farbe. Eine andere, ungefähr ein Yard lange, mit schönen schwarzen, roten und gelben Bändern markierte Korallenschlange wurde uns auch gebracht; da die Leute aber die Erfahrung gemacht, dass Fremde derartige Dinge sehr reichlich bezahlen, so war der Mann unverschämt genug, zwei Milreys oder vier Schilling und sechs Pence zu fordern; er bekam deshalb nichts und musste sie wegwerfen. Mit einem oder zwei Pennys sind solche Sachen hinlänglich bezahlt, da sie für die Leute selbst keinen Wert haben, und obgleich sie für einen solchen Preis nicht danach suchen werden, so bringen sie doch alle, die ihnen in den Weg kommen, wenn sie wissen, dass man sie kauft. Schlangen schienen sich übrigens zu dieser Zeit unangenehm zu vermehren. Auf eine solche von zehn Fuß Länge trat ich beinahe und erschrak dabei nicht wenig; der Eile nach zu urteilen, mit welcher sie sich aus dem Staube machte, schien sie aber auch nicht viel weniger erschrocken zu sein. Unter einem Kaffeebaume in unserem Garten fing ich auch eine kleine *Amphisbena*. Obgleich sie keine Giftzähne hat, erklären die Schwarzen doch, dass sie sehr gefährlich und ihr Biss nicht zu heilen ist. Sie wird gewöhnlich die zweiköpfige Schlange genannt, da ihr Schwanz stumpf und ihr Kopf kaum sichtbar ist; auch herrscht der Glaube, dass, wenn man sie in zwei Teile schneidet und beide eine Strecke auseinanderwirft, dieselben wieder zusammenkommen und sich zu einem Ganzen vereinigen.

Unter den verschiedenen Dingen, die wir in den Wäldern antrafen, waren große Haufen Erde und Sand bemerkenswert, die manchmal am Wege entlang und manchmal über den Weg aufgeworfen waren und welche den Fußreisenden auf- und abzustiegen nötigen – eine willkommene Abwechslung in diesem flachen Lande – und welche den Anschein haben, als wenn irgendeine Eisenbahn-Kompagnie ihre Arbeiten für eine Direktstrecke von Pará nach Peru angefangen hätte. Diese Hügel sind oft dreißig bis vierzig Fuß lang, zehn bis fünfzehn Fuß breit und ungefähr drei oder vier Fuß hoch, aber anstatt die Arbeit einer Anzahl Eisenbahnarbeiter zu sein, fanden wir, dass wir sie der Industrie eines hier heimischen Insekts, der so gefürchteten Säuba-Ameise, zuzuschreiben hatten. Dies Insekt ist von einer hellen roten Farbe und ungefähr von der Größe unserer größten Art der Holz- oder Wald-Ameise, jedoch mit wesentlich kraftvolleren Kiefern; es fügt jungen Bäumen großen Schaden zu und beraubt sie oft in einer Nacht ihrer ganzen Blätter. Wir sahen oft ganze Reihen grüner Blätter über den Weg eilen: dies waren die Säubas, jede mit einem Stück Blatt, das so glatt wie mit einer Schere geschnitten war, mit dem sie förmlich ihren ganzen Körper bedecken. Der Orangenbaum ist ihren Angriffen besonders ausgesetzt; um diese Bäume vor ihnen zu bewahren, waren die jungen Bäume in unserem Garten von einem ringförmigen irdenen Behälter, welcher mit Wasser gefüllt wurde, umgeben, welcher die Tiere verhinderte, den Baum zu erreichen. Manche Orte sind von diesen Tieren so heimgesucht, dass es unnütz wäre, irgendetwas zu pflanzen. Man kennt kein Vertilgungsmittel gegen sie, ihre Zahl ist schlicht zu gewaltig, was sich leicht an den von ihnen aufgeworfenen Erdmassen ersehen lässt.

Auch den verschiedensten Wespen- und Bienennestern begegneten wir, doch waren wir recht zurückhaltend darin, sie näher zu untersuchen. Meist findet man sie an den Unterseiten von Blättern angebracht, namentlich jenen der Tucumá-Palme, welche sehr breit sind und sich so gut zur Behausung eignen. Einige Nester bestehen aus kleinen flachen Kuppeln mit nur einer winzigen Öffnung, bei anderen hingegen liegen die Zellen, bald zwei oder drei, dann wieder eine beträchtliche Zahl, ganz offen. Diese

sind von einer dünnen papiernen Substanz, während andere Nester groß und zylindrisch geformt sind, an hohen Bäumen sitzen und aus einem Material wie dicke Pappe verfertigt sind. Gleichfalls fanden wir Nester in hohlen Bäumen und zwischen Baumwurzeln in der Erde. Manche einzeln lebende Arten graben kleine Löcher in den Boden der Wege und in Lehmwände von Häusern, sodass diese aussehen wie von Schrot getroffen. Viele dieser Insekten stechen äußerst schmerzhaft, und einige sind gar so wild, dass sie ihr Nest gegen einen Wanderer, welcher sich ahnungslos nähert, regelrecht verteidigen. Von den größeren Wespenarten haben viele sehr lange Stacheln und können ihre Körper derart strecken, dass wir uns häufig beim Versuch, sie für unsere Sammlung zu erlangen, Stiche zuzogen.

Mit einem weiteren Insektenfeind machte ich schmerzhaftes Bekanntschaft, da uns schließlich der berüchtigte »chígoe«, oder Sandfloh, einen Besuch abstattete. Seitlich am Fuße entdeckte ich eine empfindliche Pustel, welche ein »bicho do pé« oder Sandfloh sei, wie Isodora mir mitteilte. Da ich es vorzog, das Tierchen selbst zu entfernen, machte ich mich sogleich mit einer Nadel daran, doch unerfahren, wie ich mit der Operation war, gelang es mir nicht, es ganz herauszulösen. Abschließend rieb ich etwas Schnupftabak in die Wunde, welche ich hernach nicht mehr spürte. Es ist ein winziger Floh, der sich in die Haut der Zehen gräbt, wo er alsbald zu einer erbsengroßen Masse von Eiern anschwillt, an der das Tier selbst nur mehr als kleiner schwarzer Fleck an der Seite auszumachen ist. Beim Eindringen verursacht es lediglich eine leichte Reizung und kann, so man es entdeckt, leicht entfernt werden; behandelt man die Stelle jedoch nicht und lässt den Eindringling wachsen, entstehen daraus starke Schmerzen und womöglich eine ernste Wunde. Allerdings ist dieses gefürchtete Insekt, Aufmerksamkeit und Behandlung vorausgesetzt, weniger lästig als der Moskito oder unser gemeiner Hausfloh.

Als wir zu einem zweiten und längeren Besuch nach Magoary unsere Vorbereitungen beendet hatten, packten wir unsere Hängematten, Netze und Kästen zusammen und gingen an Bord eines Bootes, welches regelmäßig nach den Mühlen ging, um die

Menschen dort mit allem Gewünschten zu versorgen und auf dem Rückweg Holz und Reis zu transportieren. Wir verließen Pará um neun Uhr abends mit der Flut und fanden uns wieder vor Anker liegend, als wir am nächsten Morgen fünf Uhr erwachten, um auf die Flut zu warten. Wir sollten nun in einer Montaria, einem kleinen indianischen Boot, weiterfahren, da wir aber, mit den Schwarzen, welche rudern sollten, zu fünft waren, so wurde ich doch etwas ängstlich, als ich fand, dass das Boot mit unserer Last bis auf zwei Zoll ins Wasser sank, sodass wir bei der geringsten Bewegung allesamt untergehen mussten. Da es nicht zu ändern war, stießen wir ab, fanden aber bald, dass das Boot mit seiner ungewöhnlichen Last so viel Wasser zog, dass wir genötigt waren, abwechselnd es fortwährend mit einer sogenannten Kalebasse auszuschöpfen. Das war freilich nicht sehr angenehm; doch wir gewöhnten uns auch daran und betrachteten unsere glückliche Ankunft doch nicht als ganz unwahrscheinlich.

Die pittoreske und neue Erscheinung des Flussufers, als die Sonne aufging, zog unsere ganze Aufmerksamkeit auf sich. Der Strom, obgleich nur ein unbedeutender Nebenfluss, der sich in den Amazonas ergießt, ist breiter als die Themse; seine Ufer waren überall mit dichten Wäldern bedeckt. An manchen Stellen standen zahlreiche Mangrovenbäume, deren Wurzeln von den Ästen hinab ins Wasser reichten, was recht sonderbar aussah; auf einigen erblickten wir keimende Früchte, aus denen Triebe sich dem Wasser entgegenstreckten, dieses bald erreicht haben und der elterlichen Pflanze eine neue Wurzel bescheren würden. Hinter den Mangroven erhoben sich große Waldbäume, unter denen sich auch Assai-, Miriti- und weitere Palmen befanden und von denen Passionsblumen und die Winden *Convolvulus* ihre Girlanden bis auf das Ufer herabhängen ließen.

Weiter aufwärts wurde der Fluss enger, und um sieben Uhr landeten wir, um unsere fast erlahmten Glieder zu strecken. Hier war ein Baum mit den hängenden Nestern des gelben Trupial wie bedeckt, und zahllose Vögel flogen ein und aus. Eine Stunde darauf passierten wir Larangeiras, einen schönen Platz mit einigen Hütten und der Residenz von Senhor C., des Kommandanten des

P. 17.



Indische
Gef.
see
nach
pages

Inde floridum laurid

Mauritia flexuosa.

Die Buri-Palme *Mauritia flexuosa*; Wallace erwähnt sie als Miriti-Palme und als regional bedeutende Nutzpflanze der Indianer. – (The Linnean Society of London)

Distrikts. Etwas weiter wandten wir uns in einen engen Igaripé, der sich auf ein oder zwei Meilen durch den Wald schlängelte, bis eine plötzliche Wendung uns dann endlich den angenehmen und willkommenen Anblick der Mühlen brachte. Ein herzliches Willkommen von Mr. Leavens und ein gutes Frühstück entschädigten uns für unsere vierstündigen Qualen in der Montaria und stärkten uns für unsere Expedition in den Wäldern, Pfaden und Seen der Nachbarschaft.

Unsere tägliche Lebensweise während unseres Aufenthalts in den Mühlen war folgende: Um halb sechs Uhr standen wir auf, und wer da wollte, nahm ein Bad im Mühlenstrom. Dann nahmen wir unsere Flinten und gingen in den Wald, da des Morgens die beste Zeit zum Jagen ist. Mr. Leavens begleitete uns oft, um uns die besten Futterbäume zu zeigen. Um acht kehrten wir zum Frühstück heim, dann machten wir uns wieder auf, um bis Mittag Pflanzen und Insekten zu suchen, worauf wir gewöhnlich noch einen Ausflug von ein oder zwei Stunden unternahmen und den Rest des Abends zum Präparieren und Trocknen unserer Beute verwandten. Manchmal nahmen wir die Montaria und fuhren den Igaripé herunter, wobei wir oft erst spätnachmittags zurückkehrten. Doch bei meinen frühmorgendlichen Wanderungen in den Wald wurde meine Wissbegierde durch den Anblick seltener Vögel und anderer Tiere am meisten befriedigt. Tukane und Papageie waren reichlich vorhanden, und auch den herrlichen blauen und purpurnen Schmuckvogel trafen wir manches Mal. Kolibris schossen an uns vorüber und verschwanden in der Tiefe des Waldes; Spechte und Baumläufer von verschiedener Größe und Farbe liefen an den Stämmen und auf den Zweigen umher. Die kleinen rotköpfigen Manakins mit ihrem bauschigen Kehlgefieder sahen wir ebenfalls und hörten sie ein so lautes klapperndes Geräusch mit ihren Flügeln machen, dass man es von einem so kleinen Vogel kaum für möglich hielt.

Für mich der größte Genuss aber war es, als ich meine erste Bekanntschaft mit den Affen machte. Eines Morgens, als ich eben allein im Walde spazierte, hörte ich ein Rasseln der Blätter und

Zweige, als wenn ein Mann schnell einhergeht, und ich erwartete mit jeder Minute irgendeinen indianischen Jäger hervortreten zu sehen, als mit einem Mal das Geräusch über meinem Kopfe zu sein schien. Als ich aufblickte, bemerkte ich einen großen Affen, der auf mich herabsah und genauso erstaunt schien wie ich selbst. Gern hätte ich mir ihn recht genau betrachtet, aber er hielt es für sicherer, sich zurückzuziehen. Am nächsten Tage war ich mit Mr. Leavens nahe an demselben Platze, als wir ein ähnliches Geräusch hörten, und wir begriffen bald, dass sich ein ganzer Trupp Affen näherte. Wir versteckten uns unter einigen Bäumen und erwarteten mit gespanntem Hahn ihre Ankunft. Wir bekamen sie bald zu Gesicht und sahen, wie sie zwischen den Bäumen von Zweig zu Zweig umhersprangen und von einem Baum zum andern mit der größten Leichtigkeit gelangten. Endlich kam uns einer nahe, Mr. Leavens feuerte und traf ihn, während die andern sich in möglichster Eile entfernten. Das arme kleine Tier war nicht ganz tot, und sein Schreien, sein unschuldig aussehendes Gesichtchen wie seine zarten kleinen Hände glichen fast dem eines Kindes. Da ich gehört hatte, dass das Fleisch gut schmecke, nahm ich ihn mit nach Hause; er wurde abgezogen und zum Frühstück gebraten. Es war ungefähr so viel daran wie an einem Huhn, und das Fleisch schmeckte fast wie Kaninchen, ohne irgendeinen besonderen oder unangenehmen Geschmack. Ein anderer neuer Braten war der Cotia oder Aguti, ein kleines Tierchen, der Größe nach ungefähr zwischen einem Meerschweinchen und einem Hasen, aber mit längeren Beinen; er kommt in großer Zahl vor und wird gern gegessen, aber das Fleisch ist trocken und geschmacklos.

Eines Tages nahmen wir die Montaria, um dem Kommandanten in Larangeiras einen Besuch zu machen. Der Morgen war schön, Schwalben und Eisvögel flogen vor uns her, aber die schöne Sonnenralle (*Eurypygia helias*), welche ich so gern haben wollte, zeigte sich nicht. Die Ufer des Igaripé waren mit einer Art *Inga* bedeckt, die in Blüte waren, von denen Mr. B[ates] einige schöne Blumenkäfer erlangte. Zwischen den Wurzeln der Mangroven liefen Massen »winkender Krebse«, oder Winkerkrabben, umher, die eine ihrer großen Scheren so hoch halten, als ob sie

winkten, und die sehr komisch aussahen. In Larangeiras bewillkommte uns der Kommandant mit großer Höflichkeit in seinem Palaste von Holz und Lehm und offerierte uns Wein und Bananen. Auch setzte er uns eine große, dicke und harte Bohne vor, die wir mit einem Hammer zerschlagen mussten, das ganze Innere war mit einer gelblichen mehligten Substanz gefüllt, welche die Samen einhüllte; sie hatte einen süßlichen Geschmack und wird von den Indianern sehr gern gegessen. Da wir den Wunsch äußerten, in den Wald zu gehen, erbot er sich bereitwillig, uns zu begleiten. Wir kamen bald zu einem hohen Waldbaum, unter welchem viele der erwähnten Hülsenfrüchte lagen, von denen wir einige schöne Exemplare sammelten. Dann führte uns der alte Herr mehrere Waldpfade entlang, auf welchen er uns verschiedene Bäume zeigte, die teils als Bauholz, teils als »Remedios« gut waren, und zwar für alle Krankheiten des Lebens. Ein Baum, welcher sehr zahlreich dort wuchs, erzeugte eine Substanz zwischen Kampfer und Terpentin. Sie wird hier weißes Pech genannt und wird viel gesammelt, mit Öl verschmolzen und zum Auspichen der Boote gebraucht. Durch den kräftigen kampferähnlichen Duft vermöchte sich der Baum womöglich auch zu anderen Anwendungen eignen.

In der Nähe des Hauses standen ein Brotfruchtbaum, einige Baumwollenstauden und eine schöne Castanha oder Brasilien-Nussbaum, an welchem mehrere große Früchte sowie Nester des gelben Trupial waren, welcher gern in der Nähe der Häuser nistet. Da Mr. Edwards in seinem Buche erwähnte, dass er einige schöne Molluskenschalen in Larangeiras gefunden, sprachen wir mit dem Kommandanten Senhor C. darüber; er öffnete sogleich einen Kasten und zeigte uns zwei oder drei ziemlich schöne Proben; wir baten seinen Sohn, einen Knaben von elf oder zwölf Jahren, uns einige zum Preis von einem Vintem (ein halber Penny) das Stück zu verschaffen und sie nach der Mühle zu Mr. Leavens zu schicken, doch musste der Knabe es vergessen haben.

Während der Unterhaltung, die wir mit unserem geringen Portugiesisch führten, fragte Senhor C. häufig, wie solch und solch ein Wort in »Americano« (denn so wird die englische Sprache

hier genannt) heißt, und er schien sich über die albernem und unverständlichen Ausdrücke, die in unserer gewöhnlichen Unterhaltung vorkommen, sehr zu ergötzen. Unter andern Worten sagten wir ihm, dass wir »rapaz« (Knabe) in Americano »boy« nannten, welches Wort im Portugiesischen (»boi«) Ochse heißt. Dies schien für ihn die vollkommenste Albernheit und kitzelte ihn zu einem brüllenden Gelächter, ja wir mussten es ihm mehrere Mal wiederholen, dass er einen so guten Spaß nicht vergessen möge, sogar als wir abfuhrten und schon mitten auf dem Strome waren und ihm unsere »adeos« zuwinkten, waren seine letzten Worte so laut, als er schreien konnte: »O que se chama rapaz?« (Wie nennt man die Knaben?).

Ein oder zwei Tage, ehe wir die Mühlen verließen, hatten wir Gelegenheit, die Wirkung von den Operationen einer Vampirfledermaus an einem jungen Pferde, welches Mr. Leavens gekauft hatte, zu sehen. Den ersten Morgen nach seiner Ankunft zeigte das arme Tier ein bejammernswertes Aussehen, große Ströme geronnenen Blutes liefen aus mehreren Wunden von Rücken und Seiten. Ich glaube jedoch, dass das Aussehen schlimmer war als die Wirklichkeit; da die Vampirfledermäuse so geschickt ohne Schmerzen Blut lassen können, ist es sehr möglich, dass das Pferd, wie ein Kranker unter dem Einfluss von Chloroform, nichts von der mit ihm vorgenommenen Operation weiß. Die Gefahr liegt darin, dass die Angriffe jede Nacht wiederholt werden, bis der große Blutverlust gefährlich wird. Dies zu verhüten, wird gewöhnlich roter Pfeffer in alle verwundeten Teile gerieben; größtenteils tut dies dem blutdürstigen Appetit der Vampirfledermaus Einhalt, aber doch nicht immer, denn trotz dieses Mittels war das arme Tier doch wieder in der nächsten Nacht an frischen Stellen gebissen.

Mr. Leavens stammt aus Kanada und handelt schon sehr lange mit Holz. Wir unterhielten uns häufig über die Möglichkeit, den Bedarf des Bauholzes von dem Amazonas zu erlangen. Es scheint doch sonderbar, dass der größte Teil unseres Bauholzes aus einem Lande kommt, in dem die Schifffahrt fast das halbe Jahr lang durch Eis gehemmt ist und dessen Flüsse zu allen Zeiten durch

Stromschnellen gefährlich und Stürmen unterworfen sind, die alles das Herunterfahren der Flöße sehr gefährlich macht, wo auch außerdem wenig Auswahl im Holze und endlich vieles von einer so schlechten Qualität ist, dass man es nur nimmt, weil es billig ist. Andererseits ist das Tal des Amazonas mit seinen zahllosen sich in denselben ergießenden Nebenströmen ein Land, dessen Flüsse das ganze Jahr offen sind, die auch Hunderte und Tausende von Meilen nicht durch Stromschnellen gefährlich sind und wo heftige Stürme zu jeder Jahreszeit sehr selten vorkommen. Die Ufer aller dieser Ströme sind mit Wäldern bedeckt, die einen so unerschöpflichen Vorrat und so viele Arten von Bauholz enthalten, dass zu jedem Zwecke und in jeder gewünschten Qualität Holz gefunden werden kann. Insbesondere würde die Zeder zu beachten sein, die hier in einigen Gegenden so zahlreich stehen soll, dass sie hinsichtlich der vorhin genannten Vorteile zu einem geringeren Preise nach England geschickt werden könnte als die weiße Fichte Kanadas. Es ist ein Holz, welches sich fast so leicht als Fichte verarbeitet, hat dabei einen schönen aromatischen Geruch und sieht gewöhnlichem Mahagoni sehr ähnlich, weshalb es für Türen und den Innenausbau eines Hauses sehr geeignet ist. Auch zu anderen Zwecken würde es taugen, dennoch sind, da es an regelmäßiger Lieferung mangelt, die Kaufleute genötigt, Fichtenholz der Vereinigten Staaten zur Anfertigung ihrer Packkisten zu verwenden. Es muss daher verwundern, dass die Holzfäller mit ihren Äxten seit Jahrhunderten als Pioniere der Zivilisation die dunklen Wälder Kanadas lichten, die Schätze dieses so großen und fruchtbaren Landes aber noch ungenutzt schlummern.

Mr. Leavens erfuhr, dass an den Ufern des Tocantíns, des ersten großen südlichen Nebenflusse des Amazonas, Zedern stehen sollten; um sich davon zu überzeugen, wollte er eine Expedition dahin machen, und wenn es anging, ein Floß Zedernholz nach Pará schaffen. Wir verabredeten, mit ihm zu gehen, um bei dieser Gelegenheit das Naturgeschichtliche dieses fast noch unbekanntem Distrikts näher zu untersuchen. Wir beschlossen demnach, in einigen Wochen diese Reise zu unternehmen, und da wir jetzt beinahe vierzehn Tage in den Mühlen waren, kehrten wir zu Fuß

nach Pará zurück und ließen unser Gepäck und unsere Sammlungen mit dem Boot nachkommen.

Es waren Schiffe von den Vereinigten Staaten und aus Rio angekommen. Von einem kaiserlichen Gesetze, welches kurz zuvor publiziert worden war, erwartete man einen sehr wohlthätigen Einfluss auf den Handel und die Ruhe der Provinz. Es war nämlich bisher gebräuchlich, alle Rekruten für die brasilianische Armee von dieser Provinz zu holen. Indianer, welche mit Erzeugnissen den Fluss herabkamen, wurden mit Gewalt ergriffen, fortgeschleppt und unter die Soldaten gesteckt. Dies war viele Jahre so getrieben worden und wurde freiwilliges Werben genannt; bis die Eingeborenen aus Furcht nicht mehr nach Pará kamen und dadurch dem Handel der Provinz bedeutend schadeten. Das neue Gesetz (das infolge wiederholter Klagen der Autoritäten hier gegeben wurde, welche dem kaiserlichen Gouvernement mit der Aussicht auf eine neue Revolution Furcht machten) verbot nun die Anwerbung auf fünfzehn Jahre in der Provinz Pará; für jetzt war also von dieser Seite keine Störung zu erwarten, die sonst wohl hätte entstehen können.

Nichts fiel mir übrigens mehr auf, als das ruhige und ordentliche Verhalten in der Stadt und Umgegend, keine Volksklasse führt Messer oder andere Waffen bei sich, und es ist weniger Lärmen, Schlägerei und Trunkenheit in den Straßen als in irgendeiner Stadt Englands von derselben Einwohnerzahl. Wenn man bedenkt, dass die größte Zahl der Bevölkerung kaum über Bildung verfügt und aus Sklaven, Indianern, Brasilianern, Portugiesen und Fremden besteht, dass Rum zu einem Groschen die Pinte an jeder Ecke verkauft wird, so wird man zugeben, dass das viel für die Gutmütigkeit und friedliche Gesinnung des Volkes spricht.

3. August. – Wir bekamen Zuwachs auf unserer Veranda, und zwar in der Person einer jungen *Boa constrictor*. Der Mann, welcher sie im Walde gefangen, brachte sie zu unserer Besichtigung; sie war mit dem Genicke fest an einen tüchtigen Knüppel gebunden, welches die Freiheit ihrer Bewegung und fast ihr Atemholen verhinderte. Sie war ungefähr zehn Fuß lang und sehr stark, fast so dick wie der Schenkel eines Mannes. Zwei oder drei Tage

lag sie hier, sich krümmend und ihren Knüppel mit umherschleppend, manchmal sehr verdächtig ihren Rachen aufreißend und ihren Schwanz in einen festen Knoten gedreht. Für zwei Milreys (4 Schilling, 6 Pence) kauften wir sie endlich von dem Manne, ließen einen Kasten, oben mit eisernen Stäben versehen, machen, und der Verkäufer musste sie darin einsperren. Sie fing sogleich an, die verlorene Zeit durch heftiges Atmen nachzuholen, welches sich wie das Schnauben einer ungeheuren Lokomotive anhörete. Dies setzte sie einige Stunden lang ununterbrochen fort, während welcher Zeit sie ungefähr vierundeinhalb Mal in einer Minute atmete; dann verfiel sie in ein Schweigen, in welchem sie nachher verharrte, außer wenn sie gestört oder geneckt wurde.

Obgleich sie nun schon seit länger als einer Woche ohne Nahrung war, fraß sie die lebendigen Vögel, die wir ihr gaben, doch nicht. Man sagt, dass Ratten ihre liebste Nahrung wären, doch konnten wir keine solche erlangen. Diese Schlangen sind keineswegs selten, man findet sie sogar in der Umgegend der Stadt, und man hält sie für unschädlich. Man fängt sie, indem man eine Stange unterschiebt, um welche sie sich sogleich winden, worauf dann ihr Kopf vorsichtig ergriffen und an die Stange gebunden wird, an der man sie leicht nach Hause bringt. Ein anderes interessantes Tierchen war ein junges Faultier, welches Antonio, ein Indianerknabe, der sich in unseren Dienst begeben, lebendig vom Walde gebracht hatte. Nicht größer als ein Kaninchen, mit rauhen grauen und braunen Haaren bedeckt, sah sein kleines Gesicht dem menschlichen so ähnlich wie das eines Affen, nur mit einem traurigen melancholischen Ausdruck. Es konnte kaum auf der Erde kriechen, schien aber auf einem Stuhle, an dessen Rückenlehne und Füßen es sich anhängte, wie zu Hause. Es war ein ruhiges harmloses kleines Geschöpf und unterwarf sich jedweder Untersuchung, mit keinem andern Anzeichen des Missvergnügens als einem melancholischen Gewimmer, und schlief hängend, mit dem Rücken nach unten und seinen Kopf zwischen den Vorderfüßen. Es fraß am liebsten die Blätter des Trompetenbaumes *Cecropia peltata*, welche wir ihm gaben, doch auch diese fraß es selten und sehr wenig. Nachdem es drei Tage bei uns gewesen, fanden

wir es eines Morgens tot im Garten, wohin es wahrscheinlich, in der Hoffnung, seine heimatlichen Wälder zu erreichen, gewandert war. Es hatte, solange es bei uns gewesen war, kaum etwas gefressen und schien hungers gestorben zu sein.

Nun beschäftigten wir uns damit, unsere erste Sammlung von Insekten nach England zu schicken. In ungefähr zwei Monaten hatten wir die große Anzahl von 550 Arten an Lepidoptera [Schmetterlinge] gefangen, von denen mehr als 400 Tagfalter waren, dazu 350 Käfer und 400 von andern Ordnungen; zusammen 1300 Arten an Insekten.

Mr. Leavens beschloss, den Ausflug nach dem Tocantíns jetzt zu machen. Wir verabredeten, in einer Woche zu reisen, und versprachen uns viel Vergnügen von dem Besuche dieses noch neuen und unerforschten Distrikts.



Kapitel III. Der Tocantíns.

*Ausrüstung zu unserer Reise – Mojú-Fluss – Igaripé
Mirí – Cameté – Senhor Gomez und seine Ansied-
lung – Suche nach einem Mittagmahl – Jambouassú –
Ein höflicher Brief – Baião und seine Einwohner – Ein
Wespenschwarm – Beginn der felsigen Landschaft – Der
Mutuca – Schwierige Beschaffung von Männern – Ein
Dorf ohne Häuser – Fang eines Alligators – Entenjagd –
Aroyas und die Wasserfälle – Nachtkonzert – Blaue
Macaos – Schildkröteneier – Ein kleiner Unfall –
Fruchtbarkeit des Landes – Rückkehr nach Pará*

Am 26. August nachmittags verließen wir Pará, um zum Rio Tocantíns zu fahren. Mr. Leavens hatte alle Arrangements zur Reise übernommen. Er hatte ein großes, roh gezimmertes Boot gemietet, das in mancher Hinsicht bequem war und ein »Tolda« oder palmbedecktes Dach hatte, welches wie ein Zigeunerzelt über den Hinterteil des Bootes ausgebreitet war und unsere Kajüte bildete; auch auf dem Vorderteil war ein etwas niedrigeres, unter welchem unser Proviant und Bagage lag. Darüber befand sich ein raues Verdeck von Zedernbrettern, wo die Leute ruderten und wo wir unsere Mahlzeiten einnehmen konnten, wenn die Sonne nicht zu heiß schien. Das Boot hatte zwei Maste, Fock- und Achtersegel und war ungefähr 24 Fuß lang und 8 Fuß breit.

Außer unsern Flinten, Munition und Kästen zu unseren Sammlungen hatten wir auf drei Monate Proviant, bestehend aus: Farinha, Fischen, Caxaça für die Leute und Tee, Kaffee, Zwieback,

Zucker, Reis, Pökelfleisch und Käse für uns selbst. Dazu kamen Geschirr, Kleidungsstücke und ungefähr ein Scheffelsack voll Kupfergeld – die einzige im Innern zirkulierende Münze –, so dass unser Boot ziemlich beladen war. Die Bemannung bestand aus dem alten Isodora als Koch; Alexander, einem Indianer von den Mühlen, der zum Kapitän ernannt wurde; Domingo, welcher den Fluss schon befahren hatte und deshalb zu unserem Lotsen bestimmt wurde, und Antonio, dem vorher genannten Jungen. Ein Indianer lief uns kurz vor unserer Abreise davon; wir fuhrten ohne ihn ab in der Hoffnung, zwei oder drei auf dem Wege bekommen zu können.

Obgleich wir nur in derselben Provinz den Fluss herauffuhren und in einem so kleinen Boote, so war es uns doch nicht erlaubt, Pará ohne Pässe und Deklaration beim Zollamt zu verlassen; und so viel Schwierigkeiten wurden uns gemacht, als ob wir auf einem Schiff von 200 Tonnen nach einem fremden Lande fahren wollten. Aber so ist es hier, selbst das innere Geschäft der Provinz, von brasilianischen Untertanen betrieben, nicht ausgenommen. Die auszufüllenden Formulare, das viele Zeichnen und Gegenzeichnen auf verschiedenen Ämtern, die Anfragen, die gemacht, und die Formalitäten, die beachtet werden müssen, sind so zahllos und verwickelt, dass es für einen Fremden fast unmöglich ist, damit fertig zu werden, und hätte Mr. Leavens nicht diesen Teil des Geschäfts übernommen, wir wären wahrscheinlich gezwungen gewesen, bloß aus diesem Grunde unsere projektierte Reise aufzugeben.

Wir verließen die Stadt erst kurz vor Anbruch der Nacht und gingen bald bei Gegenströmung der Flut wieder vor Anker. Am nächsten Morgen fünf Uhr waren wir auf und fanden, dass wir im Mojú waren, dem wir zu folgen hatten und welcher von Süden in den Pará-Strom mündet. Der Morgen war herrlich; die Suacuras, eine Rallenart, ließen wie stets morgens und abends an den Ufern ihre melancholischen Töne hören; Palmen erhoben sich überall, und als die Sonne aufging, bestrahlte sie ein frisches und schönes Bild. Um acht Uhr passierten wir Jaguararí, ein dem Grafen Brisson gehöriges Grundstück, auf dem hundertundfünfzig Sklaven



Die zu den Palmengewächsen (*Arecaceae*) gestellte *Bactris simplicifrons* cf. *hirta*, auch Iú-Palme genannt. – (The Linnean Society of London)

hauptsächlich mit der Pflanzung des Manioks beschäftigt waren. Wir frühstückten an Bord und erreichten nachmittags um zwei Uhr Jighery, einen sehr schönen Ort mit steilen Grasufeln, Kakao und anderen Palmen und unzähligen Orangenbäumen. Hier warteten wir auf die Flut und aßen am Ufer, dahernach gingen Mr. B[ates]. und ich auf Insektensuche aus. Wir fanden sie in ziemlich großer Zahl und fingen auf Anhieb zwei Spezies von Schmetterlingen, welche wir in Pará nie gesehen hatten. Keiner von uns hatte erwartet, auf solch geringe Distanz eine derartige Verschiedenheit im Bestande der Insekten zu finden – wengleich, wo solches doch in England möglich war, weshalb nicht ebenso hier? Ich sah eine sehr lange, dünne braune Schlange sich in den Büschen winden, die man nur, wenn sie sich eben bewegte, von einem Rankengewächs unterscheiden konnte. Unsere Leute hatten des Morgens ein Faultier gefangen, als es über den Fluss schwimmen wollte, welcher ungefähr eine halbe Meile breit war. Es war von dem, welches wir in Pará hatten, verschieden und hatte auf dem Rücken einen Fleck kurzer gelber und schwarzer Haare. Die Indianer kochten es zum Mittag, und da sie das Fleisch als große Delikatesse betrachteten, kostete ich davon und fand es zart und schmackhaft.

Des Abends bei Sonnenuntergang war die Szene außerordentlich lieblich. Die Gruppen der eleganten Palmen, die großen Baumwollbäume, die am vergoldeten Himmel sich abzeichneten, die von Orangen- und Mangobäumen umgebenen Häuser der Schwarzen, die grünen Ufer, der prächtige Fluss und im Hintergrund der ewige Wald, alles dies, gemildert durch das schmelzende Licht dieser magischen halben Stunde nach Sonnenuntergang, gab ein Gemälde von unbeschreiblicher Schönheit.

Um neun Uhr am andern Morgen fuhren wir in den Igaripé Mirí, welcher den Mojú-Fluss mit dem Strome, der sich bei Cameté in den Tocantíns ergießt, verbindet und somit eine innere Passage bildet, die weit sicherer als die Fahrt auf dem Pará-Strome ist, in dem die Schiffe oft ungeheuren Brandungen und heftigen Winden ausgesetzt sind und wo die Felsenbänke den kleineren Booten sehr gefährlich werden. Wir waren noch nicht halb durch

den Strom, als wir fanden, dass die Flut gegen uns lief und dass das Wasser flach wurde, weshalb wir uns genötigt sahen, zu warten und das Boot an einen Baum zu binden. In kurzer Zeit zerriss das Tau, und wir wurden breitseits den Strom hinuntergetrieben, wo wir gegen die Felsenbänke geworfen worden wären, wenn wir nicht glücklicherweise noch in eine kleine Bucht hätten einbiegen können, die stilles Wasser hatte. Nachdem wir unseren engen Hafen wieder verlassen hatten, ruderten und segelten wir den sich windenden Fluss entlang, welcher auf weite Strecken von förmlichen Wänden aus üppigen Bäumen und Klettergewächsen vollständig umschlossen wurde. Ein schöner Baum mit Massen von purpurfarbenen Blumen kam häufig vor, dazu wuchs ein großer Wasser-Arum mit feinen weißen Blüten und merkwürdigen Früchten überall auf den Schlammböden am Ufer. Auch die Miriti-Palme bedeckte ausgedehnte Flächen und stieg teils zu enormer Höhe auf.

Nachmittags fünf Uhr erreichten wir Santa Anna, ein Dorf mit einer schönen Kirche im pittoresken italienischen Stil wie in Pará. Wir vermuteten hier unserer Pässe wegen aufgehalten zu werden, da wir aber keinen Beamten, sie zu examinieren, vorfanden, setzten wir unsere Reise fort.

Den folgenden Tag (29.) brachten wir damit zu, uns langsam durch schwierige Kanäle und Sandböden, an welche wir zu verschiedenen Malen anliefen, zu winden, bis wir endlich den Hauptstrom des Tocantins erreichten, der von mit unzähligen Palmen besetzten Inseln besät war.

Am 30. bei Tagesanbruch fuhren wir über den Fluss, welcher hier fünf bis sechs Meilen breit ist, nach Cameté, einer der größten Städte der Provinz. Der Handel dort beschäftigt sich hauptsächlich mit Brasil-Nüssen, Kakao, Kautschuk und Baumwolle, welche in Menge im Umland erzeugt werden. Es ist ein kleiner zerstreut liegender Ort, und obgleich verschiedene Läden darin sind, konnte ich doch keinen Uhrschlüssel, den ich gerade brauchte, erlangen. Das Städtchen liegt malerisch an einem dreißig oder vierzig Fuß hohen Ufer, von welchem der Blick über den Fluss mit seinen dicht an dicht sich drängenden Inseln, soweit das

Auge reicht, sehr vorzüglich ist. Wir frühstückten hier bei einem Senhor Le Roque, einem Kaufmann, mit welchem Mr. Leavens bekannt war, welcher uns dann den Ort zeigte und sich erbot, uns in seinem Boote nach dem Sitio des Senhor Gomez zu begleiten, an welchen wir Empfehlungsschreiben hatten und von dem wir noch Leute zu bekommen hofften. Besagtes Sitio lag noch ungefähr dreißig Meilen stromaufwärts. Als wir nach unserem Boot kamen, war unser Lotse Domingo abwesend, da aber die Flut ging, fuhr Senhor Le Roque ab, und wir versprachen zu folgen, sobald wir unsern Lotsen gefunden, welcher wahrscheinlich in irgendeiner Taverne stecken musste. Doch nachdem wir ihn vergeblich gesucht und dadurch fast die ganze Flut verloren, beschlossen wir, ohne ihn abzufahren und mit Senhor Le Roque zurücksagen zu lassen, dass er den nächsten Tag in einer Montaria nachkommen sollte. Hätten wir eine bessere Kenntnis des indianischen Charakters gehabt, wir würden geduldig bis zum nächsten Morgen gewartet und ihn dann ohne Zweifel gefunden haben. So sahen wir ihn während unserer ganzen Reise nicht wieder, obgleich er Kleider und verschiedene andere Sachen im Boot gelassen hatte.

Infolge des Verzugs verloren wir den Wind und unsere noch übrige Mannschaft, bestehend aus einem Mann und einem Jungen, hatte den ganzen Weg über zu rudern, welches ihr eben nicht sehr angenehm schien. Noch ehe wir ankamen, trafen wir den Senhor Le Roque, welcher bereits auf der Rückkehr war. Senhor Gomez empfing uns sehr freundlich, wir blieben zwei Tage bei ihm, während welcher Zeit er uns Leute zu verschaffen suchte. Wir amüsierten uns recht gut mit Schießen und Insektenfangen. Dicht beim Hause war ein großer schotentrager Baum, mit gelben Blüten beladen, welche sehr von kleinen Papageien frequentiert wurden. Den Igaripé weiter hinauf gab es viele der sonderbaren schönen Vögel, »Ciganos« oder Zigeuner genannt (*Opisthocomus cristatus*), die so groß wie ein Huhn sind, mit einer beweglichen Tolle auf dem Kopfe und braun und weißem Gefieder. Ich schoss zwei, da sie aber in keinem guten Zustande waren und hier an allen diesen Strömen reichlich vorhanden sind, wenn auch nicht in Pará, so warf ich sie ohne großes Bedauern weg. Sie halten sich

auf niedrigen Bäumen und Büschen an den Ufern des Flusses in Schwärmen auf und nähren sich von den Früchten und Blättern des großen vorher genannten *Arum*. Sie lassen sich nie zur Erde nieder und haben einen langsamen und unruhigen Flug.

In den Campos, ungefähr eine Meile durch den Wald, fand ich »Prachtfinken« [siehe Glossar], Tauben, Tukane und weiß geflügelte und blaue Schmuckvögel. In dem Walde fanden wir einige schöne neue *Heliconius* und *Erycinidae*, auch fing ich zwei *Cicada*, die an einem Baumstamme saßen. Wenn sie gefangen werden, machen sie einen fast betäubenden Lärm; gewöhnlich halten sie sich hoch auf den Bäumen auf, und obgleich man sie täglich und stündlich hört, werden sie doch selten gesehen oder gefangen. Auf meinem Heimwege traf ich einen kleinen Indianerknaben, und in derselben Zeit sah ich einen großen Leguan (*Iguana*), ungefähr drei Fuß lang, mit borstigem gestäubten Rücken, herabhängender Wamme und sehr wild aussehend, über den Weg laufen. Der Junge stürzte ihm augenblicklich nach, und den Schwanz mit beiden Händen ergreifend, zerschmetterte er den Kopf des Tieres an einem Baum und trug es nach Hause, wo es wahrscheinlich eine gute Mahlzeit abgab.

Wir erfreuten uns hier nun der Gelegenheit, die Anlage und die Gebräuche brasilianischer Landhäuser näher zu betrachten. In diesem Falle war das Gebäude auf vier bis fünf Fuß hohen Pfählen errichtet, um es auch während einer hohen Springflut über Wasser zu halten; es besaß eine Veranda, von der ein nicht eben kleiner hölzerner Pier zum Ufer verlief, wo er eine Treppe bis zur Niedrigwasserlinie hinabreichte. Von der Veranda eröffnete sich ein Zimmer, wo Gäste empfangen und Geschäfte getätigt werden. Nicht weit ab liegen die Zuckermühle und die Destille. Recht abgetrennt findet sich das Haus, in welchem die Hausherrin, die Kinder und die Bediensteten wohnen; man gelangt durch die Veranda und dann über einen vierzig oder fünfzig Fuß langen Damm dorthin. Unsere Mahlzeiten nahmen wir mit Senhor Gomez auf der Veranda ein, jedoch beerhten uns weder die Herrin noch ihre erwachsenen Töchter je mit ihrer Anwesenheit. Um sechs Uhr morgens tranken wir Kaffee; um neun Uhr folgte das Früh-

stück, welches aus Rindfleisch und getrocknetem Fisch sowie Farinha anstelle von Brot bestand und welches mit Kaffee, Farinhakuchen und einem seltenen Luxus in Form von Butter endigte. Die Hauptmahlzeit nahmen wir gegen drei Uhr, wozu Reis oder Krabbensuppe, ein weiteres Fleischgericht oder frischer Fisch gereicht wurde, worauf noch Früchte, hauptsächlich zerschnittene, auf kleinen Tellern servierte Ananas und Orangen, auf den Tisch kamen. Schließlich gab es um acht Uhr am Abend noch Tee und Farinhakuchen. Stets bedienten zwei oder drei schwarze oder indianische Knaben bei Tische, welche die Teller tauschten, die, sobald leer, blitzschnell geschnappt und durch saubere, von einer eben hinter uns unablässig arbeitenden Geschirrwäscherin ersetzt wurden.

Da unser Junge Antonio faul und ungehorsam wurde, mussten wir ihn entlassen. Er schloss sich sogleich einigen Fischern an, die zum Amazonas fuhren, um dort Pirarucú zu fangen. Jetzt hatten wir nur noch einen Mann; Senhor Gomez lieh uns noch zwei, mit welchen wir bis Baião gehen sollten. Wir verließen Vista Alegre am Morgen des 2. September. Der Fluss bot den gleichen Anblick wie zuvor: unzählige Eilande, die meisten von ihnen mehrere Meilen lang, und stets war nur eines der beiden Ufer zu sehen. Da wir nichts zum Mittagessen bei uns hatten, bestieg ich mit Mr. Leavens die Montaria, in der unsere Indianer zurückfahren sollten, und ruderte einen Igaripé entlang zu einem Haus. Dort wollten wir sehen, was es zu kaufen gäbe, und als wir Rinder, Schafe, Hühner und Enten in großer Zahl erblickten, waren wir gewiss, es gut getroffen zu haben. Doch wir irrten, wie der folgende Wortwechsel zwischen Mr. Leavens und einer Schwarzen, dem einzigen Menschen, den wir antrafen, wohl zeigen mag: »Verkaufst du Hühner?« – »Nein.« – »Enten vielleicht?« – »Nein.« – »Fleisch?« – »Nein.« – »Aber was tust du denn hier?« – »Nichts.« – »Verkaufst du uns Eier?« – »Nein, die Hennen geben keine.« So waren wir genötigt, trotz unserer Beuteuerung, nichts zu essen zu haben, mit ebenso leeren Händen zu fahren, wie wir gekommen waren, da der Herr der Frau nicht daheim war und nichts von all dem ihr gehörte. Schließlich hatten

wir in einem anderen Haus mehr Glück, und man verkaufte uns eine kleine Schildkröte, die ein hervorragendes Mahl ergab.

Wir hatten Empfehlungen an Senhor Seixus, welcher noch fünfzehn Meilen vor Baião ein Sitio hatte, wo er sich manchmal aufhielt, und wollten ihm deshalb einen Besuch abstatten. Dieses Sitio ist in Jambouassú; um dorthin zu gelangen, mussten wir einen engen Igaripé herauffahren, dessen Einfahrt die Indianer sogar kaum entdecken konnten, da es bereits dunkel war, als wir ihn erreichten. Mr. Leavens und ich fuhren dann in der Montaria den engen Strom hinauf, dessen hohe Bäume sich über uns fast zu einem Dache wölbten und den Weg sehr verdunkelten. Das Haus war nur ein paar Hundert Yards entfernt; dort fanden wir den Senhor Seixus und überreichten ihm das Empfehlungsschreiben seines Paráer Kompagnons. Da es ein vorzügliches Beispiel portugiesischer Höflichkeit und Eloquenz gab, will ich hier die wörtliche Übersetzung einschieben:

Senhor Jozé Antonio Correio Seixus & Co., Baião.

Verehrte Freunde und Herren,

Wohl wissend, wie sehr Ihnen stets daran gelegen ist, jedweden Besuche Gastfreundschaft und Großzügigkeit angedeihen zu lassen, dies namentlich all jenen, die zum Zwecke des Forschens und der Erweiterung ihres Wissens unser Land bereisen, möchte ich die Gelegenheit, die mir die Reise des Herrn Charles Leavens und seiner beiden ehrenwerten Begleiter bietet, nutzen, ebenjene Herren Ihrer Freundschaft und Ihrem Schutze anzubefehlen und Sie höflichst zu ersuchen, besagte Herren in ihrem wissenschaftlichen Unterfangen, die natürlichen Produkte zu sammeln, welche unsere Provinz zu solch einem herausragenden Exempel der Naturgeschichte machen, zu unterstützen.

Nicht umsonst möchte ich daher hoffen, dass die hochgeschätzten Reisenden auf ihrer beschwerlichen Unternehmung in Ihrem Hause alles vorfinden werden, was die begrenzten vorhandenen Mittel zu geben erlauben, alsdann Hilfe, sämtliche Schwierigkeiten, denen sie sich gegenüber-

sehen mögen, zu überwinden, sowie Linderung der unweigerlich zu ertragenden Entbehrungen. Es dürfte Ihnen kaum schwerfallen, Männer wie diese, die sich ganz der Wissenschaft verschrieben haben und im Leben kaum mehr bedürfen als ihre naturgeschichtlichen Forschungen, mit etwas zu erfreuen, das die überaus reiche und herrliche Natur unseres Landes hervorbringt.

Ich bitte Sie daher höflichst, meinen Wünschen in der Aufnahme Senhor Leavens und seiner Begleiter nachzukommen und mir so erneut ein Zeugnis Ihrer Freundschaft und Wertschätzung zu gewähren.

Ihr Freund und ergebener Diener

João Augusto Correio

Nachdem er das Schreiben gelesen hatte, sagte Senhor Seixus uns, dass er selbst in zwei oder drei Tagen nach Baião gehen wollte und dass wir entweder so lange hier bleiben oder dort von seinem Hause Gebrauch machen sollten. Da wir aber die Leute, welche uns Senhor Gomez geliehen hatte, gern zurücksenden wollten, beschlossen wir weiterzufahren, suchten deshalb unser Boot wieder auf und erwarteten die Flut. Am nächsten Morgen fuhr ich mit Alexander in der Montaria ein Stückchen voraus, um einige Vögel zu schießen. Wir sahen viele Eisvögel, kleine Schwalben mit grünem Rücken und einige schöne rotköpfige Finken (*Tanagra gularis*), die hier »Marinheiros« oder Seemänner genannt werden und stets auf niedrigen Bäumen und Büschen in der Nähe des Wassers anzutreffen sind. Wir landeten an einer ausgedehnten Sandfläche, auf welcher viele Möwen und Seeschwalben umherflogen, von denen wir nach vielen vergeblichen Versuchen zwei schossen. Wir holten das Boot erst wieder ein, als es eben vor Baião unter einem sehr steilen, fast hundert Fuß hohen Ufer ankerte, welches sich auf mehrere Meilen den Fluss hinabzieht. Wir mussten ungefähr hundertundzwanzig unregelmäßige Stufen hinaufsteigen und fanden dann das Dorf auf ebenem Grunde liegen. Nicht weit davon war das Haus des Senhor Seixus, dessen Böden und Wände, obgleich aus Lehm, hübsch gekalkt waren. Da das Haus ganz leer

war, mussten wir die notwendigsten Gegenstände aus dem Boot heraufschaffen, was in der heißen Sonne keine leichte Arbeit war. Wir sahen kein einziges gedieltes Zimmer im ganzen Dorfe, worüber man sich nicht zu wundern braucht, wenn man bedenkt, dass nicht ein einziges gesägtes Brett in diesem Teil des Landes zu finden ist. Gewöhnlich wird ein Baum der Länge nach mittendurch gespalten, die Außenseite weggeschlagen und dann mit einer Art Böttcherbeil glatt behauen, sodass ein Baum nur zwei Bretter gibt. Fast alle gedielten Fußböden in Cameté und viele in Pará sind so ohne Säge und Hobel gearbeitet.

Wir hielten uns hier einige Tage auf und fanden viel Neues. Es gab viele Vögel hier, und ich erlangte einen braunen Jakamar, einen purpurköpfigen Papagei und einige schöne Tauben. Auf dem trockenen hohen Lande, einige Meilen weit rund um die Stadt herum, sind Kaffeepflanzungen und Nachwuchswälder, die uns viele neue Schmetterlinge lieferten, besonders weiße und gelbe, von welchen wir sechs oder sieben uns zuvor unbekannte Arten fanden. Wenn wir in unserem Zimmer, dessen Fenster nach der Straße hinausging, Insekten präparierten, Vögel abzogen oder ausstopften, so war das Fenster allemal wie belagert; Männer und Jungen standen dort stundenlang und beobachteten meine Operationen mit der unermüdlichsten Neugierde. Die fortwährend wiederholten Bemerkungen konzentrierten sich in den Worten: »Oh! Die Geduld der Weißen!« Als bald flüsterte einer dem anderen zu: »Nimmt er das ganze Fleisch heraus?« – »Ich tue das nie!« – »Schau, jetzt fertigt er Augen aus Baumwolle!« Dann folgte gewöhnlich eine Unterhaltung über den eigentlichen Zweck dieser Sachen und wozu wir sie wohl brauchten. »Pará mostrar« (zur Schau) war die gewöhnliche Auflösung. Dies schien ihnen aber doch nicht zu genügen, und sie zweifelten, dass die Engländer solche Narren wären, sich so ein paar Papageien- und Taubenhäute anzusehen. Über die Schmetterlinge waren sie eher mit sich einig und entschieden, dass wir diese sammelten, um neue Muster für gedruckte Kattune und andere Waren zu erhalten, während die hässlicheren Insekten zu »Remedios« oder Medizin gebraucht würden. Um uns viele Fragen und Erklärungen, die ihnen doch

unverständlich gewesen wären, zu ersparen, räumten wir ihnen alle ihre Ansichten gern ein.

Eines Tages, als ich im Walde irgendein Insekt verfolgte, wurde ich plötzlich von einem Schwarm kleiner Wespen überfallen, dessen von einem Blatte hängendem Nest ich unvorsichtigerweise zu nahe gekommen war. Sie bedeckten mir Gesicht und Hals mit unzähligen Stichen, die sehr schmerzhaft waren; in meiner Eile zu entkommen und mich von ihnen zu befreien, schlug ich meine Brille ab und bemerkte diesen Verlust erst, als bis ich eine große Strecke von dem Platze entfernt war. Da ich nicht wusste, wo ich mich befand, auch von meinem Weg abgekommen war, so war es nutzlos, nach ihr sie zu suchen. Der Schmerz der Stiche hörte nach einer Stunde ganz auf, und da ich noch mehrere Brillen hatte, konnte ich auch meinen Verlust ohne große Unbequemlichkeiten ertragen.

Der Erdboden hier besteht aus rotem Lehm, der mancherorts von so leuchtender Farbe ist, dass er sich gut zum Bemalen von irdenem Geschirr eignen würde. Igaripés finden sich in dieser Gegend seltener, als sie es in niedrigerem Gelände taten, und die wenigen existierenden schneiden tief in das hohe Uferland ein. Als Senhor Seixus kam, bestand er darauf, dass wir unsere Mahlzeiten mit ihm nehmen sollten, und war in jeder Hinsicht sehr zuvorkommend. Sein kleiner Sohn, ein Junge von sechs bis sieben Jahren, lief ganz nackend im Hause umher. Ein- oder zweimal am Tag kamen die Nachbarn, um sich ein wenig zu unterhalten und um zu sehen, was die »Branços« (Weißen) machten. Da Mr. Leavens geläufig Portugiesisch sprach, unterhielten sie sich größtenteils mit ihm. Einer fragte, ob in Amerika (wobei er die Vereinigten Staaten meinte) »Terra firma« wäre, und schien die Idee zu haben, dass es eine Inselgruppe sei. Ein anderer fragte, ob »Campos« da wären und ob die Leute Maniok und Seringa hätten. Als wir ihm sagten, dass sie keines von beiden hätten, wollte er wissen, warum sie dieselben nicht pflanzten, und meinte, dass es sich wohl lohnen würde, den Seringa zu pflanzen und jeden Tag frische Milch zu haben, um Kautschukschuhe zu machen. Als wir ihm nun sagten, dass das Klima zu kalt wäre und dass der Maniok und Seringa

nicht wachsen würden, war er ganz erstaunt, wie Leute in einem Lande leben könnten, wo solche für das Leben höchst notwendige Dinge nicht wachsen, ja er schien sich gewissermaßen für etwas Besseres als uns zu halten, weil wir nach seinem Lande kommen mussten, um Kautschuk und Kakao zu kaufen. Ungefähr so, wie die Bewohner des Himmlischen Reiches denken, dass wir wirklich recht armselige elende Barbaren sind, da wir von so weit her kommen, um ihren Tee zu kaufen.

Sogar der Senhor Seixus selbst, ein wohlherzogener Brasilianer und der Kommandant des Distrikts, fragte, ob die Regierung in England eine konstitutionelle oder despotische wäre, und war ganz erstaunt zu hören, dass unser Herrscher eigentlich eine Herrscherin ist.

Endlich bekamen wir zwei Leute und setzten unsere Reise stromaufwärts fort, nachdem wir vier Tage recht angenehm in Baião zugebracht hatten. Als wir langsam am Ufer entlangfuhren, sahen wir einen Leguan (*Iguana*), hier Chamäleon genannt, auf einem Baume. Mr. Leavens schoss ihn, und unsere Leute kochten ihn sich zum Abendbrot. Des Abends ankerten wir an einem schönen Gestade, auf welchem ein großer, hülsenartige Früchte tragender Baum stand, der mit Büscheln von rosa und weißen Blumen und mit großen blassgrünen flachen Schoten bedeckt war. Venus und der Mond schienen herrlich, und die Luft war erfrischend kühl, als wir um neun Uhr unter unsere Tolda gingen, aber die Moskitos und Sandfliegen ließen uns nicht schlafen. Den nächsten Tag hatten wir guten Wind und fuhren schnell dahin; der Fluss wurde enger und hatte weniger Inseln; Palmen waren nicht mehr so zahlreich wie weiter unten, aber die Vegetation war so üppig wie immer.

Hier sahen wir viele Flussdelphine, auch einige sehr schöne Vögel, wie etwa goldene Stärlinge.

Am 9. früh kamen wir nach Jutahí, wo Viehzucht getrieben wird und wo wir noch mehr Männer zu bekommen hofften; da aber der Eigentümer nicht zu Hause war, mussten wir warten, bis er zurückkehrte. Wir bekamen hier eine Gallone frische Milch, die für uns ein Genuss war, schossen ein paar Vögel und fanden

im Fluss einige kleine Mollusken, doch keine von Bedeutung oder Schönheit. Insekten sahen wir fast gar nicht.

Da der Eigentümer so lange ausblieb, fuhren wir am 10. weiter, in der Hoffnung, ihm flussaufwärts zu begegnen. Als ich gegen Mittag bei großer Hitze eine weitläufige Sandbank entlangspazierte, entdeckte ich zahlreiche blass gefärbte, aber mit dunkler Zeichnung versehene Laufkäfer auf dem Sand ihrer geschäftigen Tätigkeit nachgehen; sie erinnerten mich sehr an Insekten, die an ähnlichen Stellen auch in England anzutreffen sind. Nachmittags erreichten wir ein Haus und machten Feuer am Ufer, um unser Mittagessen zu kochen. Eine Anzahl Männer und Frauen und nackte Kinder umgaben uns sehr bald. Das Haus war kaum mehr als ein offener Schuppen, darüber ein Palmwedeldach auf Pfosten, zwischen denen die »redes« (Hängematten) aufgehängt werden, die gleichermaßen als Bett und Stuhl dienen. An einem Ende stand ein kleines Podest, etwa drei Fuß über dem Boden, das man mithilfe tiefer Kerben in einem der Pfosten erklimm, da es offensichtlich keine Leiter gab. Dies schien eine Art Boudoir, oder Damenzimmer, zu sein, denn nur jene hielten sich dort auf; außerdem war es dazu da, Kleidung und Lebensmittel von den Hühnern, Enten, Schweinen und Hunden fernzuhalten, die frei darunter umherliefen. Das Haupt dieser Niederlassung war ein Brasilianer, welcher von den Minen gekommen war. Er kultivierte Baumwolle, Tabak, Kakao, Maniok und besonders Bananen in großer Menge. Er brauchte Pulver und Blei, das Mr. Leavens ihm gegen Tabak eintauschte. Dann erzählte er, dass es schon seit drei Monaten nicht geregnet habe und dass die Saaten dadurch sehr litten. In Pará, von welchem wir nicht mehr als hundertundfünfzig Meilen entfernt waren, waren wir nie länger als drei Tage ohne Regen. Die Nähe der großen Wassermasse des Amazonas und des Ozeans, zusammen mit der größeren Ausdehnung des Niederlandes und den dichten Wäldern um die Stadt, sind wahrscheinlich die Ursachen dieses großen Klimaunterschieds auf so kurze Entfernung.

Wir setzten unsern Weg fort und passierten noch immer zahllose Inseln. Der Fluss blieb vier bis fünf Meilen breit. Ungefähr